V.

Graf Joseph de Maistre.

Von

Heinrich v. Sybel.

Lettres inédites du comte Joseph de Maistre. St. Pétersbourg 1858, Albert Blanc, mémoires politiques et correspondance de J. de Maistre, avec explications et commentaires historiques. Paris 1858.

Vor einem Menschenalter gehörte der Name Joseph de Maistre zu den häufigst genannten und eifrigst besprochenen in Europa. Es war die Zeit der Restauration. Alle Kräfte und Tendenzen, welche Napoleon's Heerkaiserthum zwei Jahrzehnte hindurch niedergedrückt hatte, aristokratische und liberale, nationale und religiöse, regten sich in ungestümer Gährung. Nachdem ihrer gemeinsamen Erhebung der Imperator erlegen war, kämpften in ganz Europa die Parteien um die Frage, auf welche Weise die Wiederholung des revolutionären Unheils zu verhüten sei, ob durch verständige Befriedigung oder durch principielle Vernichtung der liberalen Begehren, ob durch gründliche Abkehr von den Grundsätzen des alten Regime oder durch entschlossene Umkehr zu dem alten Adel und dem alten Kirchenthum. Schärfer und klarer als sonstwo kam dieser Gegensatz der Principien in Frankreich zur Erscheinung: in keinem anderen Lande hatte damals das alte System entschlossenere und consequentere Vorkämpfer, in keinem andern zeigte es seinen Charakter von der starken wie von der schwachen

Seite in gleich hellem Lichte. Dies gilt namentlich im Vergleiche mit den gleichzeitigen deutschen Zuständen, wo vermöge der Zahl und Mannichfaltigkeit der Territorien, bei der zugleich lockern und verwickelten Verfassung des Bundes, bei den wechselnden Rivalitäten der einzelnen Staaten die principiellen Gegensätze niemals zu reinem Ausdruck gelangten, und insbesondere die kirchlich-feudale Richtung sich eine Weile mit der monarchisch-absolutistischen völlig zu verschmelzen schien. Dagegen entwickelte sich in Frankreich die tiefe Verschiedenheit zwischen beiden seit 1816 in immer schärferer Ausprägung, so daß es eine Reihe von Jahren hindurch völlig zweifelhaft blieb, ob die Krone von der rechten oder der linken Seite her nachdrücklicher und gefährlicher in Anspruch genommen wurde.

Es war inmitten dieses Getümmels, daß rasch nacheinander die Schriften Joseph de Maistre's: über den Papst, über die gallicanische Kirche, über die Philosophie Bacon's, erschienen, und eine wahre Explosion in der französischen Literatur veranlaßten. Es waren nicht eben neue und unbekannte Lehren, welche sie verkündeten. Es war schon manchesmal gelehrt worden, daß alles Unheil Europa's von der Reformation datire, daß durch diese die Macht der höchsten Autorität in den Gemüthern erschüttert worden, und seitdem auch die andern Autoritäten ihr Ansehen verloren hätten, daß es für die Kronen keine andere Rettung als in der Rückkehr zu den Autoritäten des alten Adelsstaats und der alten Kirche gäbe. Aber noch nie war diese Doctrin in so ansprechender Form aufgetreten. Hier war kein Gedanke an schwerfällige scholastische Erörterung, keine Spur von düsterer Weltverachtung, kein Schatten von Feindschaft gegen die moderne Bildung. Im Gegentheil, die mittelalterliche Theokratie zeigte sich in ihren wichtigsten Momenten als die rechte Vollendung, als das bisher nur mißverstandene Ideal dieser Bildung, und das Buch vom Papste ließ sich mit gleicher Leichtigkeit und Spannung lesen, wie irgend sonst eine Zierde der modernen Literatur. So war denn der Erfolg gewaltig, und Maistre trat sofort in die erste Reihe der feudalen Koryphäen. Warme Bewunderung von der einen, bitterer Haß von der andern Seite hefteten sich an seinen Namen, und außer Haller hat kein anderer Autor eine so umfassende Wirkung wie Maistre auf die Politik der Restauration gehabt.

Es könnte hienach scheinen, daß jede Besprechung des bedeutenden Mannes sofort in den Hader der politisch-kirchlichen Theorien, in die Mitte und den Brennpunkt ihres Getümmels führen müßte. Und sicher ist es, daß man nicht Maistre's Leben erzählen und sich dabei ein bestimmtes Urtheil über seine Doctrin ersparen kann. Dennoch ist die letztere nicht unser eigentliches Augenmerk. Wir gehören durchaus und bestimmt zu ihren Gegnern, glauben aber nicht, daß auf dem Felde der geschichtlichen Wissenschaft heute noch eine Discussion derselben der Mühe verlohnt. Wer durch religiöses Bedürfniß oder durch praktischen Nutzen zum Anhänger päpstlicher Weltherrschaft geworden, ist durch historische Erörterungen nicht zu belehren: wer nicht in diesem Falle ist, bedarf derselben nicht mehr. Die großen Thatsachen der historischen Erfahrung stehn fest, wie oft Maistre den bündigen Schluß wiederholen mag, daß wer in der Religion nicht dem Papste gehorcht, auch im Staate unbändig gegen den König sein werde. Es steht fest, daß im Mittelalter, zur Blüthezeit der päpstlichen Theokratie, die Monarchie in ganz Europa mißachtet, die Staatsgewalt aller Orten schwach, die Sicherheit der Unterthanen stets gefährdet war. Gerade erst seit dem Bruche jener Theokratie beginnt die Entfaltung der eigentlichen Monarchie, der Monarchie, welche die Kraft hat, die Nation zu vertreten und die Einzelnen zu schirmen. Es fehlt dann nicht an Reibung und Ueberschreitung, an despotischen Versuchen und revolutionärem Gegenstoß, auf katholischem wie auf protestantischem Boden. Es ist sehr leicht, für jede der Confessionen ein politisches Sündenregister in allen Farben anzulegen, eben weil keine der streitenden Kirchen eine feste politische Farbe hat. Eine jede macht Opposition gegen eine verfolgende und ist voll loyalen Eifers für eine schützende Staatsgewalt: der Katholicismus ist monarchisch unter Philipp II und revolutionär unter Heinrich III, wie der Protestantismus in Schweden das Königthum stützt und gegen Carl I die Republik verkündet. Im Allgemeinen läßt sich nur so viel sagen, daß seit dem Ende der Religionskriege, also seit beiläufig 200 Jahren, unter den katholischen Nationen Europa's die politischen Bewegungen durchgehends heftiger und gewaltsamer auftreten, während auf protestantischem Boden überall die Neigung zu Ausgleichung und Vermittlung, zu Reform und Stätig-

keit erscheint. So ist die absolute Monarchie in ihrer schärfsten Fassung von den katholischen Habsburgern und Bourbonen ausgebildet, und erst von deren Nachahmern nach Deutschland verpflanzt worden; dafür haben auch bis auf unsere Zeit die großen Revolutionen ihren Ursprung stets in katholischen Landen gehabt. Daß in der Gegenwart das Verhältniß noch fortdauert, lehrt jede Vergleichung zwischen den Zuständen Frankreich's und England's, Oestreich's und Preußen's, der italienischen und der scandinavischen Staaten.

Diesen Thatsachen gegenüber dünkt uns ein ausführliches Eingehen auf Maistre's System überflüßig. Wohl aber scheint es uns eine schöne Aufgabe, einen Mann, der ein Menschenalter hindurch bestimmend auf das Thun seiner Zeitgenossen eingewirkt hat, in seinem persönlichen Werden zu verfolgen, seine Erfahrungen, seine Kräfte, seine Leidenschaften zu erforschen, und damit den lebendigen Grund seines Wirkens kennen zu lernen. Eine solche Betrachtung wird hier wie immer, auch dem doctrinären Gegensatz seine Schärfe nehmen: in dem heftigen Widersacher wird uns ein fester, tüchtiger, erregter Mensch erscheinen, und nebenbei wird uns sein Lebenslauf eine Anzahl frappanter Aufklärungen über die wichtigsten Ereignisse der Revolutionszeit in die Hände führen. Das Material für eine solche Forschung ist jetzt im reicherm Maaße, wenn auch noch nicht in ganzer Vollständigkeit vorhanden. Im Jahre 1851 hat zuerst der Sohn des Grafen einen Band reichhaltigen Briefwechsels nebst einer kurzen Notiz über die äußern Schicksale seines Vaters veröffentlicht. Jetzt sind in Petersburg einige Briefe Maistre's an den russischen Admiral Tschitschagoff herausgegeben worden, unerheblich für die politische oder literarische Stellung des Schreibenden, aber fast ausreichend für seine individuelle Charakteristik. Ungleich wichtiger ist dagegen das in Turin erschienene Buch, welches Maistre's diplomatische Correspondenz aus St. Petersburg, von 1802 bis 1810, zum Theil in wörtlichem Abdrucke, zum Theil in ausführlichen Excerpten mittheilt. Diese Depeschen unterscheiden sich höchlich von den meisten Actenstücken ihrer Art, indem sie in jeder Zeile neben dem Geschäftsmanne den Menschen vorführen. Maistre war nicht einen Augenblick im Stande, seine persönlichsten Affecte aus seiner amtlichen Thätigkeit zu entfernen: jeder diplomatische Bericht ist bei ihm auch eine

Confession, ein Stück eignen Lebens. Seine Briefe sind denn nicht bloß lehrreich, sondern interessant und spannend, wenn man sich gleich vorstellen mag, daß sie einen regelrechten Minister nicht selten ungeduldig gemacht haben. Sie sind dann noch besonders ein Gegenstand der Verwunderung geworden, weil ein großer Theil ihres Inhalts mit der sonst bekannten Parteistellung Maistre's sehr stark zu contrastiren schien. Allein der Widerspruch war nur scheinbar, oder entsprang aus einer Aenderung nicht des Schriftstellers sondern der Zeitverhältnisse. Die Bücher des Grafen bekämpfen die Revolution und verkünden das Princip der Autorität: es ist damit vollkommen im Einklang, daß in den Briefen die Autorität sehr oft und sehr nachdrücklich zu Einsicht, Gerechtigkeit und Freisinnigkeit aufgefordert wird. Die Bücher feiern die Herrschaft des Papstthums, und bei der heutigen Parteistellung fällt es dann freilich auf, daß die Briefe überall mit heftigem Hasse gegen Oestreich erfüllt sind. Indessen da es damals weder ein östreichisches Concordat noch eine Mazzinische Propaganda gab, für Maistre also von keiner Seite her der natürliche Gegensatz zwischen Oestreich und Piemont verdeckt oder modificirt wurde, so ist auch hier nicht im Geringsten ein Widerstreit zwischen dem katholischen Theoretiker und dem praktischen Diplomaten vorhanden.

Der Turiner Herausgeber dieser Briefe, ein talentvoller, offenbar noch etwas jugendlicher Mann, ist seinerseits gerade durch diesen Zorn gegen Oestreich zu der Publication bestimmt worden. Er sucht Maistre's Briefe als Manifest gegen den großen Feind der Menschheit, wie er Oestreich nennt, zu verwerthen. Wir bedauern dabei vor Allem, daß ihm Maistre's spätere Depeschen nicht gleich nützlich zu seinem Vorhaben erschienen sind, und daß er statt mit ihnen einen großen Theil seines Buches mit eignen Declamationen von unendlichem Schwulste und maaßloser Uebertreibung erfüllt hat.

Wir haben hier keine Politik zu treiben, und deshalb keinen Grund, uns auf seine Erörterungen einzulassen: wir bemerken im Gegentheil, daß alles Schlimme, was er gegen Oestreich's italienische Stellung beibringt, für Deutschland's heutige Politik ganz bedeutungslos erscheint. Denn die Frage, von welcher im Augenblick die Entscheidung unserer Zukunft abhängt, lautet nicht, wie viel Sympathie

Italien verdient, sondern ob sich Deutschland gegenüber den Drohungen der fremden Großmächte von Oestreich lossagen darf. Nach unserem Dafürhalten erwiese man Oestreich einen schlechten Dienst, wenn man diese beiden Gesichtspunkte mit einander zu vermischen strebte. Ueber die Frage, ob Oestreich's lombardische Herrschaft ein Vortheil für Deutschland ist, werden die Ansichten stets getheilt sein: ungetheilt aber soll hoffentlich die Ueberzeugung bleiben, daß, gleichviel ob wegen oder trotz des italienischen Streites, Deutschlands Platz in Europa neben Oestreich und nicht neben Frankreich oder Rußland ist. Wir betonen dies, um dem Bedenken zuvorzukommen, ob es nicht im Angesicht der augenblicklichen Gährung und Kriegsgefahr unpatriotisch wäre, den Ursprung dieser Zerwürfnisse von Neuem zu beleuchten; im Gegentheil scheint es uns gerade jetzt eine Pflicht der Wissenschaft, auch den kleinsten Beitrag zu klarerer Erkenntniß auf diesem Gebiete nachdrücklich hervorzuheben. Und so treten wir mit voller Unbefangenheit an Maistre's Lebenslauf heran, dessen Sorgen nicht zum geringsten Theil sich um den Gegensatz von Oesterich und Italien bewegt haben.

Graf Joseph de Maistre wurde am 1. April 1754 zu Chambéry in Savoyen geboren, in einer Familie des hohen Gerichtsadels, wo er in aller Strenge der alten Zucht erzogen, und seit der frühsten Kindheit an ernstes Studium gewöhnt wurde. Sein Vater, ein stets gehaltener schweigsamer Mann, gewöhnte ohne Strafen den Sohn zu dem pünktlichsten Gehorsam; wenn er am Ende der Spielstunde in der Gartenthüre, ohne Wort, erschien, so flog Joseph aus allem Jubel sofort zu den Büchern zurück. Es war die Zucht nicht der Furcht, sondern der Ehrfurcht; sie trieb ihre Wurzeln in dem Herzen des heranwachsenden Knaben, der auch nach Jahren auf der Universität kein Buch ohne Erlaubniß des Vaters lesen wollte: aber sie tödtete nicht, sondern läuterte und stählte den Kern einer festen, willensstarken Natur. Mit gleicher Hingebung hing der Sohn an der zärtlich verehrten Mutter, von deren himmlischer Milde er noch im hohen Alter nicht ohne Rührung sprach. Sie war eine tief religiöse Frau und eine treue Tochter ihrer Kirche; sie senkte in Joseph's Seele den Keim des kirchlichen Eifers, welcher für sein Leben und Wirken eine so umfassende Bedeutung gewinnen sollte. Die Ver-

ehrung des Papstes, des Priesterthums, der Jesuiten war unvordenkliches Erbe in der Familie. Joseph war acht Jahre alt, als er einmal in lärmendem Spiele in das Zimmer der Mutter hineinstürmte, und diese ihn plötzlich mit dem Worte hemmte: sei nicht so froh, mein Kind, ein großes Unglück ist geschehn. So eben war die Nachricht von der Ausweisung der Jesuiten aus Frankreich eingetroffen.

Sein Unterricht bis zur Universität wurde denn auch diesen Vätern anvertraut, welche die reiche Begabung des Zöglings schnell bemerkten, und ihm für immer die Richtung auf seinen letzten Beruf gaben, auf die Vertheidigung ihrer Kirche unter den Kindern dieser Welt. Einstweilen studierte er in Turin die Rechtswissenschaft, trat mit zwanzig Jahren als Substitut des Advokatfiskal in die Magistratur ein, und stieg durch die Stufen dieser Amtshierarchie, bis er 1788 zum Mitgliede der höchsten Gerichtsbehörde, des Senats von Savoyen ernannt wurde. Dieses Tribunal hatte die angesehenste Stellung und ähnliche Befugnisse wie die französischen Parlamente, namentlich das Recht, gesetzwidrige königliche Verfügungen zurückzuweisen. Es fühlte sich demnach als den Wächter der savoyischen Freiheit gegen die Uebergriffe der verhaßten Piemontesen, ohne daß diese Stimmung der begeisterten Loyalität für den König, den Herzog von Savoyen, irgend Abbruch that. Diese Edelleute, welche fest auf ihren Gütern saßen und die Städte vermieden, wo sie unter einem königlichen Beamten oder Platzmajor hätten leben müssen, stürzten sich auf Jahre in Schulden, um einen kurzen Besuch des Königs glänzend zu begehen, und stellten ihr Blut nicht minder freudig wie ihre Habe dem Monarchen zur Verfügung. Sie hatten die persönliche Treue des Vasallen gegen den Lehnsherrn; von Staat und Staatsgewalt hatten sie keinen Begriff. Die großen Strömungen der Zeit hatten diese entlegenen Alpenthäler noch nicht berührt. Sitten und Zustände waren einfach und patriarchalisch, die Familien hielten fest zusammen; die väterliche Gewalt wurde in allen Verhältnissen ohne irgend eine Beschränkung geübt und geehrt. Im öffentlichen Leben gab es keinen dritten Stand in Savoyen, dessen Theilnahme am Staate irgend eine Bewegung in die Verhältnisse hätte bringen können; es gab auch kein geistiges Leben, keine Schulen als die der Klöster, keine Bildung als die der Prälaten. In der guten Gesellschaft, meldete

einmal ein französischer Gesandter, gilt Denken für eine Marotte und Schreiben für eine Unanständigkeit.

In dieser Umgebung stand der junge Maistre, in welchem der angeborene Genius mit ungeduldigem Ehrgeiz arbeitete, völlig einsam. Seit jener Anregung im Colleg verfolgte er die höchsten Probleme des menschlichen Daseins mit rastloser Forschung, und warf seine ganze Kraft auf große wissenschaftliche Arbeiten. Man sah ihn auf keinem Spaziergang, bei keinem Vergnügen, bei keiner Festlichkeit. Er hatte trotz eines lebhaften Temperaments fast keine Bedürfnisse; mit drei oder vier Stunden Schlaf reichte sein Körper aus; so fand er neben seinen Amtsgeschäften die Zeit, um Sprachen und Mathematik, Religionsphilosophie und Geschichte im weitesten Umfange zu treiben. Seine Landsleute staunten ihn an, und wandten sich bald von dem eigenwilligen Sonderling hinweg. Was habe ich leiden müssen, schrieb er später einmal, weil ich klüger als meine guten Allobrogen sein wollte. Daß ein Mann von gutem Hause sich in den Staub der Bücher vergrub, war in Chambéry eine unerhörte Neuerung, die man sich nur durch die Annahme erklärte, daß Maistre überhaupt der neuernden Sekte angehöre, von welcher man aus Frankreich so viel Uebles hörte, der Sekte der wühlerischen Freigeister und gottlosen Revolutionäre. Dieser Ruf drang bis in das königliche Cabinet nach Turin, und erzeugte hier ein bleibendes Mißtrauen gegen den philosophirenden Senator, welchem dieser den vollen unabhängigen Stolz seines adeligen Sinnes entgegensetzte, und dadurch die königliche Ungnade mit jedem Jahre schärfte. Bald mit schneidendem Witze bald mit hohem prophetischem Tone wies er jeden Tadel, jeden Widerspruch zurück; er setzte sich in Respect, aber weichen und liebebedürftigen Herzens wie er war, empfand er auf das Bitterste, daß er völlig allein stand.

Leider vermochte auch seine Wissenschaft nicht, ihm die innere Erquickung zu geben, welche sonst der sichere Lohn des ächten Fleißes ist. Wir werden später die Stärke und die Schwäche seiner Studien im Einzelnen kennen lernen: wir bemerken hier das Allgemeine, daß ihm die Wissenschaft ihren Frieden versagte, weil er nicht um des Wissens selbst, sondern um anderer Zwecke willen arbeitete. Maistre war eine eminent praktische, auf das äußere Leben ge-

richtete Natur: er lernte, um mit seiner Kenntniß zu wirken, und knirschte unter dem Mißgeschick, welches ihn in diesen verschollenen Winkel der Erde geworfen, und damit, wie es schien, auf immer zu Nichtigkeit und Verstummen verurtheilt hatte. Wie oft sank ich, schrieb er zwanzig Jahre nachher seinem Bruder, auf meinen Sessel zurück, sah rings umher nur kleine Menschen und kleine Dinge, bin ich denn verdammt, seufzte ich, hier zu leben und zu sterben wie eine Auster an ihrem Felsen? Da litt ich viel, mein Kopf war beladen, ermüdet, plattgedrückt durch das entsetzliche Gewicht des Nichts. Einmal, 1812, in Petersburg, wurde mit Achselzucken von der Herkunft eines Diplomaten aus der Insel Zanthe geredet: nun ja, rief Maistre, aber ich, wie ich hier sitze, bin in Chambéry geboren; Sie sehen, daß man sich in diesem Fach Alles erlaubt.

So gingen ihm die Jahre dahin, ohne Wechsel, ohne Hoffnung. Er war verheirathet, hatte Kinder, stand an der Schwelle der Vierziger. Er glaubte den besten Theil des Lebens bereits hinter sich zu haben. Da trat das Weltereigniß ein, welches Frankreich und Europa eine neue Gestalt geben sollte. Die Revolution brach aus; nach drei Jahren erreichten ihre Wogen Italien, und mit dem Zusammenbrechen aller alten Verhältnisse sollte auch für Maistre ein neues, es sollte das eigentliche Leben, das Leben des Wirkens, des Leidens und des Ruhmes erst beginnen.

Am 15. September 1792 erklärte Frankreich dem König von Sardinien den Krieg, und acht Tage später besetzte ein französisches Heer unter General Montesquiou Savoyen. Die königlichen Beamten und Offiziere, darunter drei Brüder Maistre's, folgten der abziehenden sardinischen Armee über die Alpen; ein großer Theil des Adels schloß sich ihnen an, Maistre selbst verließ das Land im Dezember, und nahm mit den Seinigen in Aosta Wohnsitz. Dieser Schritt, sagte er auf der Höhe des Bernhard zu seiner Frau, entscheidet über unser Leben. Denn schon hatte die von den Franzosen veranlaßte Nationalversammlung zu Chambéry die Auswanderung als Verbrechen bezeichnet, und mit Confiscation der Güter bedroht. Die Gräfin de Maistre, damals im neunten Monate schwanger, aber wohl wissend, daß ihr Gemahl sich nimmermehr der Usurpation fügen würde, benützte eine kurze Abwesenheit desselben, um mit ihren Kin-

dern im tiefen Winter die Alpen zu passiren, und zur Rettung ihres Vermögens nach Chambéry zurückzukehren. Er eilte ihr auf der Stelle nach, verweigerte aber den neuen Behörden jede Art von Schwur, jeden Schatten eines Versprechens, so daß er nur zu bald in Händel und Verfolgungen verwickelt wurde, die ihn gleich nach der Niederkunft seiner Frau zu neuer Auswanderung, zur Trennung von den Seinen nöthigten. Er siedelte sich zunächst in Lausanne an. Dort erfuhr er dann, daß auf den Antrag jener Nationalversammlung Savoyen mit Frankreich vereinigt, und sofort die gesammte revolutionäre Gesetzgebung und Verwaltung über das arme Land verhängt wurde. Rasch nach einander folgten sich die Einziehung der Emigranten- und der Kirchengüter, die Verfolgung der Edelleute und der Priester: auch für die Gräfin de Maistre war kein Bleiben mehr in Chambéry, und mit ihrer Flucht nach Lausanne fiel ihre gesammte Habe der Confiscation anheim. Die Brüder des Grafen, welche, wie alle ihre Kameraden, treu bei der Fahne aushielten, erlitten dasselbe Schicksal; die ganze Familie war mit einem Schlage in völliger Armuth. Maistre hatte für seine und der Seinigen Ernährung nichts als eine schmale Pension von 2000 L., welche ihm der König angewiesen. Alle meine Güter sind verkauft, schrieb er einem Freunde, ich werde nicht schlechter deshalb schlafen. Alle seine Gedanken, alle seine Sorgen waren bereits seinen persönlichen Angelegenheiten entrückt inmitten des großen Streites, in welchem die Geschicke Europa's gewogen wurden.

Seine umfassenden Studien und Sammlungen fanden jetzt ihre Verwerthung in einem langjährigen literarischen Kampfe gegen die französischen Gewaltthaten. Er begann, wie zur Uebung, mit kleinen Gelegenheitsschriften über die Verhältnisse Savoyens, und trat dann im letzten Jahre seines Schweizer Aufenthalts mit der ersten Schrift von umfassender Bedeutung auf, welche sofort seinen Namen zu europäischem Rufe erhob und neben Burke und Mallet in die erste Reihe der conservativen Streiter stellte. Es sind die Considérations sur la France London (Lausanne) 1796. Es war die Zeit des französischen Directoriums, jener Herrschaft einer aus den Resten der Girondisten und Dantonisten gebildeten Partei, welche im Herbste 1795 durch Bonaparte's Kanonen sich gegen den offnen Aufstand der

Hauptstadt und den tiefen Widerwillen der Nation am Ruder behauptet hatte. Unaufhörlich hatte sie mit dem täglich wachsenden Drange des Volkes nach Beseitigung der revolutionären Männer und Doctrinen zu kämpfen; die Mehrheit der Volksvertretung wurde bei jeder neuen Wahl ihr entschiedener feindlich, und die Anhänger des Hauses Bourbon überließen sich bereits der frohen Hoffnung einer durch den Volkswillen, wenn nicht veranlaßten, so doch begünstigten Restauration. Dieser Hoffnung Bahn zu brechen und Anhänger zu werben, schrieb Maistre sein Buch. Es ist merkwürdig nach der allgemeinen Doctrin, auf die es seine Sätze stützt, merkwürdiger aber noch in Bezug auf die praktischen Folgerungen, welche es daraus für die Frage des Tages zieht.

Maistre beginnt mit einer Schilderung des Gesammtcharakters der Revolution, und man denkt sich, daß er ihn mit dunkeln Schatten zeichnet. Vor Allem frappirt ihn die völlige Unfreiheit der handelnden Menschen, der Volksmassen, die ein Werkzeug gewissenloser Demagogen sind, der Führer, welche ihrerseits durch eine unwiderstehliche Verkettung der Umstände ohne Wahl vorwärts getrieben werden. Er hat keinen Zweifel: es ist eine höhere Fügung, es ist die Hand Gottes, welche den Strom der Revolution allein leitet. So erhebt er sich zu der allgemeinen Wahrnehmung, daß in den großen politischen Dingen der Mensch überhaupt nichts erschaffen kann. Er vermag einen Kern zu pflanzen, einen Baum zu veredeln, aber nicht ein Gewächs zu machen: noch viel weniger kann er, oder kann eine Versammlung von Menschen einen Staat machen oder eine Verfassung erfinden. Er kann in seinen Gesetzen höchstens anerkennen und aufzeichnen, was die Natur der Dinge, was Gott bereits hervorgebracht hat.

Gott also, und die von ihm gesetzte Weltordnung ist der Grund aller Staaten und Staatsverfassungen. Und zwar vollzieht Gott die Schöpfung des Staates ausnahmslos in der Weise, daß er einen Einzelnen und dessen Geschlecht mit der Kraft des Herrschens ausrüstet. Wie die Palme über die niederen Sträucher erhebt sich dann ein solcher Stamm in die Lüfte; er kommt, man weiß nicht woher, ein legitimer Usurpator, und um ihn legen sich dann die dienenden Genossen an. Kein menschlicher Willen kann dergleichen nachahmen. Erst eine solche von Gott gesetzte Souveränität mag darauf den Untertha-

nen einzelne Rechte einräumen; aus solcher Wurzel entsprossen können sie Bestand haben, während jeder Versuch, sie eigenmächtig zu schaffen, in Spott und Frevel endigt. Neben solche Königsfamilien pflegt dann Gott eine Reihe kleinerer, aber in ähnlicher Weise ausgezeichneter Racen zu setzen; auf ihnen ruht die breitere politische Entwicklung des ganzen Volkes, und die schlimmste Vergiftung der Nation tritt ein, wenn gerade der Adel seines göttlichen Schöpfers vergißt, und der angestammten Religion den Rücken kehrt. Das aber ist seit hundert Jahren in Frankreich geschehn; das ist die eigentliche Quelle der Revolution, und so wird nach vollbrachter Sühnung und Reinigung die Stärkung der katholischen Kirche auch der letzte Abschluß des großen Trauerspiels sein.

Diese Theorie klingt denn schroff genug, und hat seit ihrem Erscheinen, wie natürlich, den vielfachsten und unwilligsten Tadel von der liberalen Seite her erfahren. Wir wollen uns dadurch nicht abhalten lassen, die Richtigkeit der Grundgedanken, von welchen sie aussetzt, bereitwillig anzuerkennen. Es ist in der That die Quelle und die Vollendung aller positiven Politik, jenes Geständniß, daß die Willkür des oder der Einzelnen in dem Staatsleben nichts machen und erschaffen kann, daß vielmehr die Aufgabe aller politischen Weisheit darin besteht, die vorhandenen Rechte, Bedürfnisse und Kräfte zu erkennen, zu entwickeln und weiter zu bilden. Nur wird es darauf ankommen, diesen höchsten aller politischen Grundsätze richtig zu verwenden. In seinem ächten Sinne verkündet er nichts anderes als den Gegensatz der radicalen und der geschichtlichen Politik; er schließt die subjective Willkür, die revolutionäre so gut wie die absolutistische aus; er fordert Verständniß der Dinge und Gerechtigkeit des Handelns, für die Stellung des Monarchen so gut wie für den Einfluß des Adels und die Rechte des Volkes. Er war also, den Jakobinern von 1796 gegenüber, die völlig zutreffende Waffe. Dagegen ist es willkürliche Erschleichung, wenn man aus ihm die besondere Vorzüglichkeit einer speciellen Staatsform hat herleiten wollen, so wie es Maistre für seine Adelsrechte, oder spätere Parteigenossen für die feudale Monarchie versucht haben. Es ist vielmehr die zwingende Consequenz jenes Satzes, daß keine Staatsform an sich vor der andern zu preisen, und eine jede nach den Rechten, den Kräften und Bedürfnissen des

gegebenen Landes zu beurtheilen ist, eine Forderung, in deren jährlich weiterer Verbreitung sich vor Allem in Deutschland der größte Fortschritt der politischen Bildung seit 1848 bethätigt hat.

Zu ähnlichen Bemerkungen gibt die religiöse Haltung Maistre's in den considérations Veranlassung. Auch hier ist der leitende Grundsatz vortrefflich, so wenig man die einzelnen Anwendungen billigen kann. Es war ein großes geschichtliches Verdienst, im Jahre 1796 der von aller Religion abgekehrten gebildeten Welt zuzurufen, daß alle politischen Einrichtungen, wenn sie Dauer haben sollen, an einen religiösen Grundgedanken anknüpfen, auf einer religiösen Stimmung ihrer menschlichen Träger ruhen müssen. Es war ein wahrhaft prophetischer Geist, welcher damals inmitten des Waffenlärms und des Prasselns stürzender Throne ausrief: jeder ächte Philosoph wird es anerkennen, entweder daß sich eine neue Religion zu bilden im Begriffe ist, oder daß das Christenthum in irgend einer außerordentlichen Weise verjüngt werden wird. Wir haben seitdem gesehen, wie zuerst in Deutschland der protestantische Norden während der napoleonischen Unterdrückung seine Kraft in einer tiefen Erregung des religiösen Sinnes zusammengenommen, wie dann der Katholicismus in unvermuthetem Aufschwung seine Herstellung erlebt, seinen Einfluß erneuert, seine Ansprüche verdoppelt, wie endlich in Philosophie und Geschichte die religiösen Probleme die Aufmerksamkeit aller Denkenden in Anspruch genommen haben. So verschieden die Meinungen über den rechten Inhalt der religiösen Vorstellungen sind, so selten wird jetzt noch ein Widerspruch gegen den Satz sein, daß irgend eine lebendige Beziehung des Menschen zu dem Urquell seines Daseins erforderlich ist, wenn irgend ein sittliches Thun des Menschen gedeihn und dauern soll. Was dann aber die Consequenzen dieses Satzes betrifft, so ist es offenbar, daß unserem Autor hier die Erinnerung an die Jesuitenschule ähnlichen Schaden thut, wie auf dem politischen Felde die Jugendeindrücke des savoyischen Adelsstaats. So wenig aus dem historischen Charakter der ächten Politik die Alleinberechtigung des Adels, so wenig folgt aus der Nothwendigkeit des religiösen Verhaltens die Alleingültigkeit der päpstlichen Autorität.

Wir sehen, es ist ein Edelmann des alten Regime von ächtestem Korne, der in dieser Schrift die Feder führt. Sein Geist erhebt sich

mit stolzem Wuchse in die höchsten Regionen der geistigen Atmosphäre, aber sein Wesen wurzelt durchaus in dem Boden seines Standes und Herkommens. Seine Argumentationen werden dadurch vielfach gegehemmt und verfälscht, aber sie erhalten dafür auch eine individuelle Frische und markige Lebendigkeit, welche trotz aller Beschränktheit des Politikers dem Manne die achtende Neigung jedes Lesers sichert. Sein Adelsstolz ist frei von aller Brutalität gegen den Niedern, und seine Loyalität gegen den Höhern hat keine servile Ader. Man redet jetzt immer, schreibt er einem Freunde, von der Nothwendigkeit einer starken Regierung: nun, wenn die Monarchie euch in dem Maaße stark erscheint, als sie absolut ist, so müssen euch Neapel, Madrid, Lissabon entzücken, obgleich alle Welt weiß, daß diese schwachen Ungeheuer nur durch die Kraft der Trägheit fortbestehen; wollt ihr die Monarchie stärken, so meidet die Willkür und stellt euch auf den Boden des Gesetzes. In religiöser Hinsicht zeigt Maistre bei aller Kirchlichkeit keinen Zug von fanatischer Weltverachtung, von schwülstiger Salbung oder mystischer Unklarheit. Er hat im Gegentheil vor Allem den Drang zu dialectischer Consequenz wie Rousseau, und ist, wie dieser, lieber oberflächlich in seinen Voraussetzungen, als daß er auf die formelle Bündigkeit seiner Folgerungen verzichtete. So sehr er Voltaire als den gefährlichsten Ketzerfürsten des Jahrhunderts, als den eigentlichen Erzeuger der frivolen Gottlosigkeit haßt, so ist es doch sein persönlichstes Behagen, gegen Voltaire's Gesinnung mit Voltaire's Waffen, mit Witz und Spott und Causerie, zu kämpfen. Man sehe z. B. jenes Capitel der Considerationen, in welchem er die äußere Möglichkeit der Wiedererhebung der Bourbonen in dem damaligen Frankreich erörtert. Er knüpft dabei an seinen ersten Satz über die Ohnmacht der Volksmassen in den Revolutionen, und malt dann die Unmündigkeit und den Leichtsinn gerade der französischen Nation. „Vier oder fünf Personen, sagt er, werden diesem Lande einen König geben. Briefe aus Paris verkünden den Provinzen, daß Frankreich einen König hat, und die Provinzen rufen: es lebe der König. Sogar in Paris werden die Einwohner, etwa zwanzig ausgenommen, ganz unvermuthet eines Morgens erfahren, daß sie einen König haben. Ist es möglich, rufen sie, das ist ja etwas ganz Besonderes. Zu welchem Thore wird er einziehn? Es wird doch gut sein, sich Fenster im Voraus zu miethen,

das Gedränge wird entsetzlich werden. So wird das souveräne Volk befragt, in solcher Weise wird es die Restauration decretiren.« Gleich neben diese Schilderung stelle ich, um sofort den ganzen Umfang der Tonleiter zu bezeichnen, welche dem Schriftsteller zu Gebote steht, eine später geschriebene Ausführung, worin Maistre sich ebenso gewaltig im pathetischen Schwunge, wie vorher leicht und farbig im Spotte zeigt. Es handelt sich um die Entchristlichung Frankreichs durch die Revolution, als die Hauptursache der unendlichen Zerstörung. »Ein furchtbarer Ruf, heißt es nun, angeschwellt durch tausend Stimmen, ertönte in Frankreich — weiche von uns, schrien sie, sollen wir stets vor deinen Priestern zittern? soll die Wahrheit stets durch deinen Weihrauch verdunkelt werden? wir wollen nichts mehr von dir wissen, alles Vorhandene ärgert uns, weil alles Vorhandene deinen Namen trägt; wir wollen Alles zerstören, und Alles herstellen ohne dich; verlasse unsere Räthe, unsere Schulen, unsere Häuser, wir wollen allein sein mit unserer Vernunft und ohne dich, hinweg mit dir! — Wie hat Gott diesen entsetzlichen Wahnsinn gezüchtigt? Er straft ihn, wie er das Licht geschaffen hat, durch ein einziges Wort. Er sprach: thut nach euerem Willen. Und die Welt unserer Staaten stürzte in Trümmer zusammen.« *)

Man ermißt leicht, daß ein so begabter Geist nicht ohne Weiteres in das Geschrei der großen Emigrantenmasse auf einfache Herstellung des alten Zustandes einstimmen konnte. Wohl sah auch er das einzige Heil für Frankreichs Gedeihen und Freiheit in der Wiederaufrichtung des legitimen Königthums, ja noch mehr, er erklärte keine andere Verfassung für haltbar, als eine auf die legitimen Gesetze des alten Staates gegründete. Aber auf das Nachdrücklichste begehrt er die Reinigung derselben von der despotischen Verfälschung, welche sie seit Ludwig XIV. erfahren hatte; und will keine Gesetzgebung noch Steuern, welche nicht von den Ständen bewilligt werden. Will man hierin nur feudale Tendenz und keinen Sinn für Freiheit und Recht erkennen, so wird man wenigstens das Gegentheil engherzigen Standesgefühles wahrnehmen, wenn er die Eröffnung aller Aemter für jedes Verdienst, und selbst bei den höchsten nur schwereren, nicht versperrten

*) Il a dit: FAITES! Et le monde politique a croulé.

Zugang begehrt. Und was damals noch viel empfindlicher in die Verhältnisse einschnitt, er spricht die Unmöglichkeit aus, mit den Menschen des alten Regime zu regieren: er beantragt Amnestie für Alle, selbst für die Mörder Ludwig XVI, wenn sie sich reuig erweisen, und erklärte die Emigranten für schlechterdings unfähig, einen erheblichen Einfluß im neuen Frankreich zu erlangen. Er führt selbst das Wort König Carl II von England an, als man ihm bei der Rückkehr aus dem Exil einen Antrag auf Amnestie, auf Vergeben und Vergessen vorlegte: „ich verstehe, was ihr meint, meinen Feinden soll ich vergeben, meine Freunde muß ich vergessen." Man erinnere sich nun der Ereignisse von 1814 und der folgenden Jahre, und man wird erkennen, daß Maistre mit staatsmännischem Geiste in jenen Worten den innersten Kern aller Schwierigkeiten und Gefahren der Restauration ausgesprochen hat. Denn wohl gab es damals auch Gegensätze der Principien und der Parteien, ohne Zweifel aber der schlimmste und schwierigste Widerstreit war jener der Personen, hier der Emigranten und ihres Anhangs, dort der Machthaber des neuen Frankreich, ein Kampf nicht so sehr zweier Systeme als zweier Bevölkerungen innerhalb desselben Reiches. Eine so unbefangene Einsicht darüber in so früher Zeit bekundet bei einem Mitgliede der Emigration nicht bloß eine scharfe, sondern auch eine höchst unabhängige Kraft des Erkennens.

Die Considérations hatten sofort bei ihrem Erscheinen einen großen literarischen Erfolg, sonst in Europa und in Frankreich selbst. Freilich kam es damals nicht zu der ersehnten Restauration, vielmehr überwältigte das Directorium mit der Hülfe der Armee die Royalisten, und in Italien schritt Bonaparte unaufhaltsam von Sieg zu Sieg fort. Auch hier unterschied sich Maistre auf das Bestimmteste von dem großen Haufen seiner Unglücksgenossen. Wie Burke vor ihm, wie Kaiser Alexander in späterer Zeit, mahnte er zwischen Frankreich und der Revolution zu unterscheiden, diese zu bekämpfen, der Nation ihre Selbstständigkeit und Unverletztheit zu gewährleisten. Schon im Jahre 1793, als sich eigennützige Absichten der Mächte offenbarten, als man von der Abreißung französischer Provinzen, von dem Plane einer Theilung Frankreichs hörte, erklärte er, den Tod im Exile einer Herstellung um solchen Preis vorzuziehen. Er war herange-

wachsen in einer tiefen Abneigung gegen Oestreich, den Erbfeind des Hauses Savoyen, und den Bedränger der ultramontanen Kirche seit Joseph II; er meinte, lieber wolle er noch einige Jahre ausharren, als daß „das arme Haus Oestreich" auf Kosten Frankreich's vergrößert würde. Damals besaß nun Oestreich auf italienischem Boden nur die beiden Provinzen Mailand und Mantua, etwa 200 Quadratmeilen, abgetrennt von seinen übrigen Besitzungen; es war also weit entfernt von irgend einem herrschenden oder drückenden Einfluß auf der Halbinsel, und niemand sonst als der Ausbreitung Savoyens unbequem. Fand sich schon durch solche Verhältnisse Maistre's Stimmung gereizt, so mußte sich sein Gefühl zur glühenden Entrüstung steigern, als sich seit 1794 jene entscheidende Wendung der östreichischen Politik entwickelte, durch welche der Minister Thugut diesem Staate seine moderne Stellung gegeben hat. Sie läßt sich kurz dahin ausdrücken: Verzicht auf Belgien und damit Preisgabe der deutschen Westgrenze, dafür Ausdehnung der italienischen Provinzen bis zu einer ganz Italien dominirenden Stellung. Dieser Gedanke schlug zuerst in der russischen Unterhandlung über die Theilung Polens an, wo der Minister Thugut Ansprüche auf die venetianischen Provinzen anmeldete; er zeigte sich dann in der tiefen Unlust, womit Oesterreich den König von Sardinien gegen die Franzosen unterstützte; er wirkte, nach den Umständen modificirt, 1797 bei dem Frieden von Campo Formio, wo Oestreich den Franzosen das linke Rheinufer überließ, um für den Verlust Mailands mit Venedig und dessen Terrafirma entschädigt zu werden; er brach endlich rückhaltslos an das Licht, als bei dem neuen Krieg von 1799 die kaiserlichen Heere, durch Suworow geführt und unterstützt, ganz Oberitalien einnahmen. Damals erhob sich der König von Sardinien, von den Franzosen auf seine Insel vertrieben, um in die heimischen Besitzungen zurückzukehren. Aber Oestreich verbot es auf der Stelle, in der Meinung, Piemont oder doch den größeren Theil desselben für sich selbst zu behalten. Es starb der Papst in französischer Gefangenschaft, und die Cardinäle traten zur neuen Wahl in Venedig unter kaiserlichem Schutze zusammen; Oestreich verbot die Wahl eines Sardiniers, und ließ die Absicht erkennen, die den Franzosen entrissenen Legationen zu seinem Eigenthum zu machen. Diese Pläne

scheiterten damals an der Abneigung England's und dem Widerspruche Rußlands; eben aus Zorn hierüber rief Kaiser Paul seine Truppen ab, und ein Jahr nachher warf Bonaparte zu Marengo die Entwürfe des östreichischen Ehrgeizes für's Erste in Trümmer.

Man ermißt leicht, mit welchen Gefühlen ein warmer und energischer Patriot, wie Maistre, diese Ereignisse erlebte. Er war 1796 nach Turin zurückgekehrt, hatte zwei Jahre später, als ein französischer Heerestheil die Stadt besetzte, zum zweitenmale flüchten müßen, und war mit seiner Familie inmitten des Winters zu Schiff den Po hinabgeeilt, zwischen treibenden Eisschollen und feindlichen Vedetten hindurch, um ein Asyl in Venedig zu suchen. Dort lebte er in der bittersten Noth, von dem Erlöse einiger geretteter Silbergeräthe, ohne Verbindung mit seinem Hofe, sonst in der Welt ohne jegliche Aussicht. Mit welcher Spannung sah er die Erneuerung des Krieges, mit welchem Jubel die Verjagung der Franzosen, mit welchem Knirschen die neue Ausweisung seines Königs durch die eignen Bundesgenossen. Der Haß gegen Oestreich blieb seitdem der Grundton seiner politischen Anschauungen. Er blieb es, auch als Napoleon Schritt auf Schritt sich ganz Italien aneignete, als er Oesterreich aus einer Erniedrigung in die andere stürzte, als in den Gedanken der anderen Menschen jede Erinnerung an die frühern Machtverhältnisse Europa's verblaßte. Denn in dem scharfen und unerschütterlichem Geiste Maistre's verschwand keinen Augenblick die Ueberzeugung, daß das revolutionäre Kaiserthum keinen Bestand haben, daß es nach Erfüllung seiner Mission den legitimen Gewalten wieder Platz machen würde: für die Restauration, wiederholte er unaufhörlich, ist nicht das Ob sondern nur das Wann zweifelhaft. Eben diese Zukunft, welcher jeder Schlag seines Herzens entgegen flog, sah er für sein Vaterland durch die neue Richtung der östreichischen Politik bedroht, sein ganzes Wesen kam dadurch in fieberhafte Erregung: wenn Oestreich über Venedig und Pavia herrscht, rief er, so ist es vorbei mit dem Hause Savoyen, vixit.

Er sollte diesen Sorgen noch manches schwere und mühevolle Jahr seines Lebens widmen. Einstweilen aber wurde er ihnen durch einen aus Florenz datirten Befehl seines Königs entrückt, worin ihn dieser zum Präsidenten der Kanzlei der Insel Sardinien ernannte.

Es war eine der wichtigsten Stellungen des Staates, welche das ganze Justizwesen und einen ansehnlichen Theil der Verwaltung der Insel umfaßte. Aber auch die Anstrengung, zu welcher sie den Inhaber nöthigte, war übermenschlich. Die Insel war kurz vorher durch einen blutigen Aufstand ihrer halbwilden Gebirgsbewohner auf das Tiefste erschüttert worden; ein unüberwindlicher Haß gegen jede Neuerung, eine grimmige Erbitterung gegen alle Fremden, der sich am lebhaftesten gegen die Piemontesen richtete, trat den königlichen Beamten auf jedem Punkte entgegen. Dazu kamen in den Hafenstädten die verdrießlichsten Reibungen zwischen den Schiffen der kriegführenden Nationen; die Engländer nahmen mitten im Hafen von Cagliari, ohne auf den Widerspruch der Behörden zu achten, französische Fahrzeuge weg, und der König mußte sich bequemen, den Werth derselben aus der eigenen Tasche der französischen Regierung zu ersetzen. Diese Nöthe erleichterten dem Grafen die Trennung von der Heimath, als der König ihn im September 1802 zum Gesandten in Petersburg ernannte. Es war auch dies allerdings kein lockender Auftrag; er entfernte ihn auf unbestimmte Zeit von seiner Familie und stellte ihn in eine völlig fremde Welt, unter Umständen, welche wenig Hoffnung auf befriedigendes Gelingen gewährten. Bonaparte hatte Oestreich zum Frieden von Luneville gezwungen, in Italien und Deutschland war sein Wille allmächtig, endlich hatte auch England sich zu dem Vertrag von Amiens bequemt, und in diesem auf jede Erwähnung des Königs von Sardinien verzichtet. Dieser hatte Savoyen und Nizza längst an Frankreich abgetreten; seit 1798 war auch Piemont in französischen Händen; der König setzte seine ganze Hoffnung auf den Kaiser Alexander, um durch dessen gewichtige Verwendung wenigstens eine anständige Entschädigung von dem französischen Herrscher zu erhalten. Aber es war mehr als zweifelhaft, wie viel auch die kräftigsten Schritte des Kaisers wirken, und noch mehr, ob dieser sich eben jetzt, wo er gemeinsam mit Bonaparte die deutschen Säcularisationen verhandelte, zu einem nachdrücklichen Worte entschließen würde. Indessen Maistre hielt es für seine Pflicht, seinem königlichen Herrn, am unbedingtesten in den schlimmen Tagen, zu dienen, und machte sich Februar 1803 zu seinem diplomatischen Abenteuer auf den Weg. Er ging zunächst nach

Rom, wo der König damals lebte, um sich seine näheren Instructionen zu holen. Unterwegs in Neapel sah er den französischen Gesandten Alquier, mit dem er persönliche Beziehungen aus früherer Zeit hatte. Er sagte ihm bei einem politischen Gespräche: ihr habt wohl gethan, das Wort Monarchie abzuschaffen, und dafür Herrschaft eines Einzigen zu setzen; unsere Sprache ist reich genug, warum aus dem Griechischen borgen? Alquier lachte, und begann von den italienischen Verhältnissen zu reden. Der Graf erörterte sie darauf mit so scharfen Accenten, daß Alquier mehr als einmal ausrief: was wollt ihr in Petersburg; entwickelt diese Dinge dem ersten Consul; niemals hat man sie ihm gesagt, oder doch nicht auf diese Weise. Indessen ehe Maistre zu einer Erwägung des Vorschlags kam, empfing der König in Rom eine französische Note, worin Bonaparte ihm Siena und Orbitello und eine jährliche Pension als Entschädigung anbot, wenn der König auf seine alten Staaten förmlich verzichte. Rußland rieth anzunehmen; je ungünstiger sich hienach die Stimmung in Petersburg herausstellte, desto eifriger drängte der König den Grafen de Maistre zur schleunigen Abreise. Er wollte verzichten, wenn Bonaparte ihm Genua und Savona überließe, andern Falls aber seine völlige Beraubung ertragen und auf die Zukunft hoffen.

Im März 1803 eilte also Maistre nach Petersburg. Widerwärtigkeiten aller Art begleiteten ihn vom erstem Augenblicke an. König Victor Emanuel, des besten Theiles seiner Länder entbehrend, und selbst als Flüchtling in Rom lebend, war fortdauernd in finanzieller Bedrängniß, und nicht im Stande, seine Minister glänzend auszustatten. Dazu kam, daß Maistre zwar nicht mehr wie in alten Tagen für einen heimlichen Jakobiner galt, bei aller Loyalität und Aufopferung aber es doch täglich bei dem Könige durch die unbeugsame Selbstständigkeit und Lebhaftigkeit seines Auftretens verdarb. Er war, als man seinem Talente eine Unterhandlung über die Existenz des Staates anvertraute, in offener Ungnade, und hatte mit den Aeußerungen derselben unaufhörlich zu kämpfen. Man gab ihm einen Reisewagen, der auf jeder Station zerbrochen ankam; man verbot ihm alle wichtigen Schritte in seiner Unterhandlung ohne specielle Anfrage in Rom, worüber dann Monate vergingen

und mittlerer Weile die Welt ihre Gestalt verändert hatte; man unterwarf ihn den Weisungen eines jüngeren Collegen, des sardinischen Gesandten in London, verweigerte ihm die angemessenen Orden, gab ihm häufig genug ein bestimmtes Mißtrauen in seine Redlichkeit zu erkennen. Alle diese Bitterkeiten wurden geschärft durch ein endloses Ringen mit harter Armuth. Sein Gehalt erwies sich bei den Ansprüchen des russischen Luxus als völlig unzureichend. Auf Zulagen hatte er nicht zu hoffen, Schulden wollte er nicht machen: so legte er sich mit unerschöpflichem Muthe die drückendsten Entbehrungen auf, mochten seine glänzenden Standesgenossen darüber noch so wegwerfend die Achseln zucken. Den Besucher empfing auf der dunkeln Treppe des kleinen Quartiers der einzige Diener mit der bescheidenen Oellampe; statt des unerschwinglichen Pelzes that auch im russischen Winter der alte sardinische Mantel seinen Dienst; es kam endlich so weit, daß der Gesandte, ohne Mittel, um standesmäßig zu speisen, für mäßiges Kostgeld am Tische seines Bedienten aß, und eine Zeitlang dessen Stelle einem entsprungenen Verbrecher anvertraute, welcher das Asyl des Gesandtenhauses sich anstatt der Löhnung anrechnen ließ.

In allen diesen Nöthen blieb er ungebeugt, und fühlte sich in dem Bewußtsein, daß er die Blößen der äußeren Stellung durch die Kraft seines Geistes und die Sicherheit seiner Haltung zu decken habe. Die Aufgabe war um so schwieriger, als Kaiser Alexander damals im besten Vernehmen mit Bonaparte stand, und in seiner enthusiastischen Weise gemeinsam mit dem großen Manne aus ganz Europa ein weites Reich des Friedens und der Gerechtigkeit zu machen hoffte: der Gesandte also des Königs von Sardinien, der keine andere Aufgabe als Widerstand gegen Bonaparte hatte, fand als solcher eine eisige Aufnahme bei Alexander und dessen Ministern. Persönlich aber frappirte und eroberte er den Kaiser gleich bei den ersten Gesprächen durch die originelle Präcision seiner Wendungen, die blitzenden Funken seines Witzes, die Sicherheit und Elasticität seines Geistes, dessen Stolz doch immer durch Begeisterung und Güte durchwärmt war. Bald fanden sich nahe Freunde innerhalb des diplomatischen Corps, der würdige Serra Capriola von Neapel, der derbe und eifrige Steding von Schweden; vor Allem aber nahmen ihn die Reste des alten

Hofes, die Magnaten aus der Zeit Catharina II, als Verfechter der einzig haltbaren Politik mit froher Bewunderung auf, Männer wie Graf Strogonoff und Admiral Tschitschagoff, die ihre thätige Zeit in dem Kampfe gegen die Revolution zugebracht hatten, und in Alexander's Neigungen nichts als verderbliches Träumen und Schwärmen sahn. Maistre selbst betrachtete den jungen Kaiser mit sehr gemischten Gefühlen. Es war unmöglich, der Liebenswürdigkeit und edlen Richtung seines Wesens zu widerstehn, dem beinahe melancholischen Zuge eines tiefen Ernstes über allem fürstlichen Glanze, der anmuthigen Schüchternheit bei allem monarchischem Selbstbewußtsein, der hinreißenden Begeisterung für jeden großen weltumfassenden Gedanken. Den Duft der Jugendfrische, welcher damals auf Alexander's Wesen lag, wußte er völlig zu würdigen, ohne sich durch einzelne Unbesonnenheiten irren zu lassen. Als Einer äußerte: um ihn zu mäßigen, müsse stets ein Graukopf in seiner Nähe sein, setzte Maistre hinzu: ganz recht, nur ohne Puder. Um so mehr aber beklagte er, daß dieser erregbare Mensch durch seinen ersten Erzieher (La Harpe) in die Bahn der französischen Aufklärung geworfen worden sei, daß er den Sinn für seine Nation und Kirche verloren habe, und ohne festen Ausgangs- und Zielpunkt unbestimmten Idealen des Fortschritts und der Weltbeglückung nachjage: auf diesem Boden, meinte Maistre, sei jetzt die Neigung zu Bonaparte und dem französischen System erwachsen, und werde sich weiterhin unausbleibliche Täuschung und Zerstörung ergeben.

Eine solche Fürstengestalt hob sich doppelt auffallend von dem halb asiatischen Grunde ihrer Petersburger Umgebung ab. Hier lagen die grellsten Gegensätze dicht und heftig neben einander. In der höheren Gesellschaft herrschte ein maaßloser Luxus, der mit ungeheuern Summen die Genüsse aller Himmelsstriche um sich versammelte, und mit höchster Unbefangenheit alle Schranken der Sitte übersprang. Das Weib, bemerkt Maistre, ist hier noch wie im Orient eine Waare, die von Hand zu Hand geht; ein Ehrenmann, der sein Kind nicht dem Findelhause überweist, sondern dafür sorgt oder gar um seinetwillen die Mutter heirathet, gilt für einen Phönix, für einen Heiligen. Dabei waren die großen Familien durchgängig in zerrütteter Vermögenslage und unheilbar verschuldet. Was den

Staat betraf, so waren kaum drei Jahre seit der Ermordung des Kaiser Paul verflossen, und die Unsicherheit und Gewaltsamkeit des Zustandes noch frisch in aller Bewußtsein. Als weiterhin einmal Rede davon war, daß Alexander selbst ein Heer nach Deutschland führen sollte, verhinderten es die Minister, und einer von ihnen sagte ganz ernsthaft: wir wollen ihn nicht den Gefahren des Krieges aussetzen, wenn wir ihn verlieren, so hätten wir wieder Einen (den Großfürsten Constantin) den man todtschlagen müßte. Die Extreme berühren sich, fand Maistre. Hier in dieser absoluten Monarchie stößt der Fürst auf mehr Hindernisse seines Willens als vielleicht in einer Republik. Catharina II. wollte einmal einen statistischen Bericht über den Zustand einer Provinz drucken lassen: da erklärte ihr der Generalprokurator, er könne dann sein Amt nicht mehr verwalten, und Catharina gab nach. Alexander, lebhafter in seinem Triebe für Fortschritt und Civilisation, gab selbst 600 Rubel für die Gründung eines Journals, in welchem sein gleichgesinnter Minister, Kotschubey, die wichtigsten Actenstücke seiner Verwaltung bekannt machte. Die Gouverneure der Provinzen murrten, das Journal aber warf gleich im ersten Jahre einen Gewinn von 13000 Rubeln ab, und Alexander bestärkte sich in seinen Reformgedanken. Eines freilich vermochte er bei dem wärmsten Eifer nicht zu ändern, daß es ein Hinderniß für das Vorwärtskommen eines Beamten war, wenn er für unbestechlich galt.

Indessen gingen die großen Ereignisse der europäischen Politik ihren Gang. Kaum hatten Rußland und Frankreich die neue Ordnung der deutschen Staaten durchgesetzt, so brach der mühsam gekittete Frieden zwischen Bonaparte und den Engländern. Es war der erste Hoffnungsstrahl auch für Maistre. Pitt hat sehr Recht, rief er gleich damals seiner zweifelnden Regierung zu, wenn er sagte, daß dieser Krieg länger und schrecklicher werden wird, als der erste. Als eifriger Katholik und Franzose im innersten Mark liebte er sonst die Größe Englands nicht: es ist äußerst verdrießlich, sagte er eines Tages, daß gerade die unausstehlichsten Leute die einzigen Vertheidiger der guten Sache sind. Indessen ließ er sich durch eine solche Antipathie sein politisches Urtheil nicht verdunkeln. Als der spanische Gesandte ihm klagte, daß sein Hof sich nicht zwischen Frankreich und England zu entscheiden wisse, da die Gefahr auf beiden Seiten gleich

sei, brach er aus: aber nicht die Ehre. Es war ganz zutreffend, wenn er sich über seine Mißstimmung gegen England dahin aussprach, man möge nicht glauben, daß er den Britten nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lasse. „Ich bewundere ihre Verfassung (ohne freilich zu glauben, daß man sie ohne Weiteres anderswohin verpflanzen könne,) ihre Strafgesetze, ihre Kunst und Wissenschaft, ihren öffentlichen Geist. Aber das Alles wird in den auswärtigen Beziehungen durch unerträgliche nationale Vorurtheile und einen maaßlosen Hochmuth verdorben, der alle andern Nationen abstößt. Neuerdings politisirte ich mit ihrem Botschafter. Jeder rechtschaffene Europäer, sagte ich, muß eben als Europäer für euch sein. Wäre ich Souverain und hätte euch mein Leben lang auf den Tod bekämpft, heute würde ich für euch sein, denn es handelt sich um ganz Europa. Vortrefflich, entgegnete er, aber man muß viele Köpfe vereinigen und das ist schwierig. Ich antwortete: ihr könnt es, denn Wilhelm III. hat es bei ähnlichem Anlaß gekonnt. Er eroberte das Vertrauen aller Cabinette, er schmeichelte dem fremden Stolze, er vereinigte in seiner starken Hand alle Interessen, und ihr wißt, wohin er endlich Ludwig XIV. gebracht hat. Es kann euch so gut gelingen wie ihm."

Er hatte dann die Genugthuung, daß England sehr bald diesen Gesichtspunkt selbst ergriff, und Bonaparte seinerseits durch immer neue Uebergriffe eine Macht nach der andern in das britische Bündniß drängte. Alexander hatte freilich gleich beim Beginne des Krieges seine Vermittlung angeboten, und Bonaparte zum Schrecken Maistre's die ganz auf des Kaisers erregbare Großmuth berechnete Antwort gegeben: ich lege die Sache völlig in seine Hand, möge er entscheiden wie er will. Indessen als Alexander sich dadurch nicht unbedingt für die französischen Ansprüche begeistern ließ, als er das Urtheil abgab, daß beide Mächte auf den Standpunkt der letzten Friedensschlüsse zurücktreten sollten, da schlug das Verhältniß plötzlich um, und Bonaparte wies die russische Vermittlung in herrischer Kürze zurück. Alexander empfand es mit schmerzlichem Zorne, und kam jetzt auf den Gedanken, sich aus eigener Kraft als bewaffneten Schiedsrichter des Streites und Schöpfer einer neuen europäischen Ordnung zu constituiren. Die Pläne, welche aus dieser Richtung entsprangen, hat bereits vor einigen Jahren Thiers ausführlich mitgetheilt: es han-

delte sich um die Einschränkung Frankreichs, die Organisation Deutschlands, Italiens, der Schweiz, um die förmliche Ausarbeitung eines neuen Völkerrechts: da schien sich denn einen Augenblick auch für Maistre und dessen Monarchen die Aussicht aufzuhellen. Ihr Briefwechsel zeigt, daß die russische Regierung über Italien Maistre's Aufschlüsse und Rathschläge mit bereitwilligem Ohre anhörte, und sich ihrerseits völlig einverstanden erklärte, als er die europäische Nothwendigkeit eines selbstständigen Italien erörterte, eines großen Staates im Norden der Halbinsel, welcher Piemont und Genua, Mailand und Venedig umfaßte, und damit die Kraft besäße, zwischen Frankreich und Oestreich für sich und die südlichen Staaten eine eigene politische Haltung zu behaupten. Alexander und sein Minister Czartoristy gingen in jedem Sinne auf diese Gesichtspunkte ein, jedoch zeigte sich bald, auch außer der nächsten Schwierigkeit, der Besiegung Napoleon's, noch eine Reihe anderweitiger Hindernisse. Einmal hatte Alexander kein besonderes Zutrauen zu der Fähigkeit und den Grundsätzen des Königs von Sardinien. Wird es ihm möglich sein, fragte Czartoristy den Gesandten, als Beherrscher jener mannichfaltigen Lande den Forderungen der Zeit Genüge zu thun: nach einer Erschütterung wie die französische Revolution kann man doch schlechterdings nicht in dem alten Geleise fortregieren. Was die persönliche Ansicht Maistre's betraf, so hatte er nicht das Mindeste dagegen zu erinnern, vielmehr beurtheilte er die sardinische Restauration nach denselben Grundsätzen, wie in den Considerationen die französische. Eine Revolution, sagte er, kann nicht durch Rückkehr zum alten Zustande endigen; sie verwandelt ihre Freunde und ihre Bekämpfer: die Völkerwanderung schloß nicht mit der Vertreibung der Barbaren aus den römischen Provinzen, sondern mit ihrer Festsetzung daselbst und neuen Civilisation. Er benutzte also die russische Erörterung, um seinem Könige die Nothwendigkeit liberaler Reformen mit dem höchsten Nachdruck zu predigen. Beim Anblick dieses asiatischen Hofes, dieses allmächtigen Herrschers, schrieb er ihm, wer dächte nicht, daß Ew. Majestät in ihm die festeste Stütze der absoluten Monarchie haben würden? Aber das gerade Gegentheil ist der Fall. Der Kaiser ist Philosoph, ist es vielleicht zu sehr. Seine ganze Umgebung ist von den neuen Ideen erfüllt; wäre sein Volk für eine Verfassung reif, so würde er sie mit Begeisterung ertheilen. Und

wenn Ew. Majestät auf Ihren Thron zurückkehren, und die Vertreter Ihres Volkes dies oder jenes Privileg, diese oder jene Repräsentation begehren sollten, so würde zweifellos das erste Wort des Kaisers sein: vortrefflich, so ist es Recht. Der König, schloß demnach Maistre, müsse sich darauf gefaßt machen, in Turin König, in Genua aber nur Doge zu sein; er möge sich alle Regierungsrechte vorbehalten, aber Gesetzgebung und Besteuerung von ständischer Bewilligung abhängig machen. Er entwickelte diese Sätze unermüdlich, und wenn man seine damaligen Briefe mit seinen späteren Druckschriften vergleicht, so erscheint das Wort, welches sein Herausgeber an die Spitze der Memoiren gestellt hat, in vollem Lichte: man muß stets den Völkern Achtung vor der Autorität und den Fürsten Achtung vor der Freiheit verkünden. Aber allerdings, er hatte hier bei dem Fürsten nicht besseren Erfolg als seine Bücher bei den Völkern. Victor Emanuel zog aus seinen Lehren nur den Schluß, daß Maistre noch immer ein halber Revolutionär sei, weigerte hartnäckig das geringste Eingehen auf Alexander's Denkweise, und stimmte damit den Eifer des Kaisers um ein Bedeutendes herunter.

Schlimmer aber als dieses Mißverstehen im Innern war für die Herstellung Italiens ein auswärtiges Verhältniß. Es zeigte sich nur zu bald, daß Oestreich auch im Jahre 1804 an den Plänen von 1799 festhielt, ohne sich der unheilvollen Folgen seiner damaligen Bestrebungen zu erinnern. Alexander war so durchdrungen und begeistert von seinem neuen europäischen Systeme, daß er dem Wiener Hofe für die Räumung Venedigs nichts Geringeres als die Besitznahme der Moldau und Walachei anbot, eine Concession, welche das ganze Gebiet der niedern Donau und damit die Zukunft des Orients in Oesterreichs Hand gelegt hätte, deren Wichtigkeit also gerade für Rußland ganz unermeßlich war. Allein das Ministerium Cobenzl blieb in den von Thugut vorgezeichneten Wegen, lehnte die Abtretung Venedigs ab und forderte umgekehrt als Preis seines Bündnisses gegen Napoleon eine Erwerbung auf italienischem Boden. Darüber geschah, daß Napoleon den Herzog von Enghien gefangen nehmen und erschießen ließ, eine Gewaltthat, welche bei Alexander die lebhafteste Entrüstung hervorrief, und den Bruch zwischen ihm und Frankreich unheilbar machte. Je näher aber die Aussicht auf einen bewaffneten Zusam-

menstoß rückte, desto schwerer fiel zu Petersburg das Ansehn Oestreichs in die Wagschale, ohne dessen Mitwirkung die Russen einen Krieg gegen Frankreich gar nicht eröffnen konnten. Der Allianzvertrag, welchen beide Mächte im November 1804 abschlossen, war denn wesentlich im Oestreichischen Sinne gedacht. Der Krieg sollte unternommen werden, nicht zur Schöpfung eines neuen europäischen Systems, sondern im Falle weiterer Uebergriffe Napoleon's in Italien. Wenn die Besiegung der Franzosen gelänge, so sollte nicht ganz Oberitalien als selbstständiger Staat constituirt, sondern das östreichische Gebiet bis an den Po und die Adda ausgedehnt werden. Schon dieses Zugeständniß traf die Hoffnungen Maistre's auf das Bitterste, und das Wiener Cabinet war nicht einmal gesonnen, auf der so erreichten Linie stehen zu bleiben. Mit dem Frühling 1805 begannen aller Orten die Rüstungen: Napoleon verleibte damals Genua und Lucca seinen Besitzungen ein, und verwirklichte hiemit den im November vorgesehenen Kriegsfall; die östreichischen und russischen Heere setzten sich im Laufe des Sommers zu dem großen Kampfe in Bewegung. Man hat sich nun oft über die Kurzsichtigkeit gewundert, mit welcher Oestreich seinen besten Feldherrn, den Erzherzog Carl, und sein stärkstes Heer an der Etsch aufstellte, und die Beschützung seiner deutschen Lande dem unfähigen Mack und den weit entfernten Russen anvertraute, während Napoleon über 200000 M. an den Ufern des Canals, in Holland und Hannover aufgestellt hatte, und also seine stärksten Schläge ohne Zweifel in Deutschland zu erwarten waren. Die Correspondenz Maistre's gibt jetzt die Erklärung. Oestreich hatte sich wieder wie 1799 die Erwerbung nicht bloß der Addalinie, auch nicht bloß des mailändischen Gebietes, sondern dazu noch Piemont's vorgesetzt: um diesen Zweck mit möglichster Sicherheit zu erreichen, schwächte es sich an der Donau, sammelte alle Kräfte in Tyrol und Venetien, und wies die Russen, die Freunde und Beschützer Piemont's, auf den deutschen und höchstens den neapolitanischen Kriegsschauplatz. Sein Gesandter in Petersburg, Graf Stadion, war eifrig bemüht, den Kaiser Alexander für diese Tendenzen zu gewinnen. Er erörterte, daß man Italien nur dann vor den Franzosen sicherte, wenn man die Hut der Alpen einer Kriegsmacht ersten Ranges anvertraue, und sprach die Ueberzeugung aus, daß wenigstens während der Dauer

des Krieges Piemont unter österreichischer Verwaltung bleiben müsse. Es wurde Maistre nicht schwer, dem Kaiser die Widerlegung dieser Sätze zu liefern. Er bemerkte, daß das einzige Mittel zur Verhütung eines ewigen Kampfes zwischen Oestreich und Frankreich das Aufhören ihrer Grenznachbarschaft und die Bildung eines ungefährlichen aber in sich festen Zwischenstaates sein würde. Er erinnerte weiter an die Erfahrung von 1799, wo Oestreich in Piemont bei der tiefen Abneigung der Einwohner nicht im Stande gewesen war, ein Bataillon Freiwilliger zum Kampfe gegen die Franzosen zusammen zu bringen, während viele Tausende nur auf das Erscheinen des nationalen Herrschers warteten, um Gut und Leben für die große gemeinsame Sache einzusetzen. Diese Verhandlungen dauerten noch fort in der Mitte des September, als die französischen Colonnen bereits am Rhein und Schwarzwald anlangten: es geschah darüber nichts, das vereinzelte Mack'sche Heer zu verstärken oder zu stützen, und so wiederholte sich die Nemesis von 1799 in erhöhtem Maaß. Vier Wochen nachher streckte Mack bei Ulm die Waffen, in reißendem Siegeslaufe zog Napoleon gegen Wien, Erzherzog Carl eilte statt nach Piemont nach Ungarn zurück, und ehe das Jahr zu Ende kam, lieferte der Preßburger Frieden das Ergebniß, daß Oestreich seine venetianischen Besitzungen nicht bis an die Alpen oder die Adda erweiterte, sondern an das napoleonische Königreich Italien abtreten mußte.

Es würde uns hier zu weit führen, auf das Detail der Schlachtberichte einzugehen, welche Maistre für seinen Hof aus den Erzählungen der russischen Offiziere zusammen stellte. Ihre Summe ist widerstrebende Bewunderung für Napoleon und verachtender Haß gegen die deutschen Verbündeten: die Einzelnheiten sind für uns wenig erbaulich, indeß wäre es ein sehr übel angebrachter Patriotismus, einen so verlorenen Posten wie unsere Kriegs- und Staatskunst von 1805 zu beschönigen, oder dem Ausländer die schärfste Kritik darüber zu verübeln. Sich selbst schonen übrigens die russischen Gewährsmänner Maistre's ebenso wenig; man ist erstaunt über die innere Auflösung, die völlige Anarchie in diesem Heer, dessen Lenker mit leichtsinniger Keckheit dem ersten Feldherrn des Jahrhunderts die Schlacht anboten. Der officielle Führer, General Kutusoff, warnte, und bat den Kaiser dringend, jedes große Treffen zu vermeiden. Aber die andern Officiere

des Hauptquartiers erklärten, daß jeder Aufschub verderblich, daß in den nächsten Wochen keine Verstärkung zu erwarten, daß die längere Ernährung der Truppen unmöglich sei. Mit solchen Erörterungen bestürmten sie den Kaiser, ohne zu wissen, daß General Essen mit einem starken Armeekorps nur noch drei Märsche weit entfernt, daß wenige Tagreisen rückwärts colossale Magazine aufgehäuft waren. In völliger Unkenntniß der Lage also wurde der Kampf beschlossen, welcher über Europa's Schicksal entscheiden sollte. Als Alexander sein Ja ausgesprochen, wagte Kutusoff keinen Widerspruch mehr, sondern kam tief zerknirscht zum Hofmarschall, mit der Bitte, durch seinen Einfluß die Schlacht zu verhüten: dieser aber fuhr ihn zornig an, er sorge nur für Küche und Keller, der Krieg sei die Sache der Generale, und das Unglück möge den Officier treffen, der bei ihm sich Raths erholen wolle. Unterdessen kam eine Botschaft von Napoleon, mit der Bitte, daß Alexander ihm eine persönliche Zusammenkunft gewähren möge. Die Russen sahen darin ein Zeichen von Furcht, und bestärkten sich in dem Eifer, baldmöglichst dreinzuschlagen und die Franzosen nicht entrinnen zu lassen. Alexander lehnte also die Zusammenkunft ab, und sandte statt seiner den Fürsten Peter Dolgoruki, um sich nach Napoleons Wünschen zu erkundigen. Das Gespräch, welches dieser mit dem französischen Monarchen hatte, ist nun äußerst merkwürdig. Bisher lagen darüber nur französische Angaben zweiter Hand vor, welche die wichtigsten Züge desselben verwischten; Maistre liefert dagegen einen eingehenden Bericht unmittelbar nach einer Mittheilung des Fürsten Dolgoruki selbst. Napoleon empfing den Russen auf freiem Felde, von seiner Garde umgeben, ließ dann aber die Truppen abrücken und begann das Gespräch unter vier Augen. Dolgoruki sagte, daß sein Kaiser nicht absehe, was der Zweck der gewünschten Zusammenkunft der Monarchen sein könnte. Der Frieden, rief Napoleon; ich begreife nicht, warum Ihr Herr sich nicht mit mir verständigen will; ich verlange nichts, als ihn zu sehen; vielleicht wäre es die Sache des Siegers, Gesetze vorzuschreiben, aber ich will ihm ein weißes Blatt, gezeichnet Napoleon, überreichen, auf welches er selbst dann die Friedensbedingungen schreiben mag. Dolgoruki aber, einer der hitzigsten unter der russischen Kriegspartei, ließ sich auf diesen Ton nicht ein, so daß dann auch Napoleon heftig wurde, und nach einer

lebhaften Erörterung das Gespräch mit den Worten abschloß: wohlan, wir werden kämpfen, bringt mir mein Pferd. Man sieht deutlich, daß er nicht, wie oft gesagt worden ist, durch scheinbare Furchtsamkeit die Verblendung der Russen steigern wollte, sondern daß er ernstlich daran dachte, auf die Politik von 1803 zurückzukommen, und Alexander aus dem Kriegsgetümmel heraus wieder in sein Bündniß hinüberzuziehen. Er blieb dann auch in dieser Haltung, als die Schlacht bei Austerlitz geliefert und das verbündete Heer zertrümmert war. Er gab den gefangenen russischen Gardeofficieren die Freiheit, er ließ Alexander über dessen persönliche Tapferkeit complimentiren. Gerade im Gegensatz dazu überhäufte er den Kaiser Franz während eines Gespräches auf der Landstraße bei Nasiedlowicz mit rauhen Vorwürfen und brutalen Belehrungen; Franz kam entrüstet und ingrimmig zurück; jetzt, wo ich ihn gesehen habe, sagte er, kann ich ihn nun gar nicht leiden. Ueber den Einfluß, welchen diese Dinge auf die Friedens-Unterhandlungen hatten, war bisher die Ansicht verbreitet, Franz hätte, völlig geknickt und eingeschüchtert, den Abschluß um jeden Preis begehrt; darauf hätte Alexander mit großmüthigem Zorne die Erklärung abgegeben, Franz möge thun, was er unvermeidlich erachte, er aber, Alexander, wolle damit nichts zu schaffen haben, und sich und sein Heer in die Tiefen seines unnahbaren Reiches zurückziehen. Auch Maistre vernahm anfangs diesen Hergang; bald nachher aber gewann er die Ueberzeugung, daß gerade umgekehrt Franz bereit gewesen sei, um jeden Preis den Kampf fortzusetzen, — in der That erfocht damals Erzherzog Ferdinand Vortheile in Böhmen, Erzherzog Carl langte mit starkem Heere vor Wien an, Preußen war in voller Rüstung begriffen — auf diese Kriegspläne, nicht aber auf einen Friedensantrag, habe Alexander jene Aeußerung gethan, daß er mit nichts mehr zu schaffen haben wolle, und habe Kutusow erklärt, nicht einen Augenblick werde er den Rückzug des Heeres verzögern. Bei Maistre's Haß gegen Oestreich, bei seiner Verehrung für Alexander können wir sicher sein, daß er Angaben dieser Art nicht ohne feste Bürgschaft wiederholt hat; auch stimmt völlig dazu, was er noch 1805 von Dolgoruki und andern Russen des Hauptquartieres über die Stimmung der maaßgebenden Kreise erfuhr. Er selbst faßt es in den Worten zusammen, daß Alexander von allen Fürsten der geeignetste

zum Verkehr mit Napoleon sei, daß zwischen Beiden keine Verhetzung durch Charakter, Verhältnisse oder Nationalität liege. Diese Punkte sind offenbar von großer geschichtlicher Bedeutung, denn sie zeigen das Vorspiel zu dem ungeheuern Umschlag der russischen Politik beim Tilsiter Frieden: sie lassen zwei Tage nach Austerlitz die Keime der Gesinnung erkennen, aus welchen anderthalb Jahre später das Bündniß der beiden Kaiser zur Weltbeherrschung erwuchs.

Die Hoffnungen des Königs von Sardinien lagen seit Austerlitz und Preßburg völlig darnieder. Es kam zu der gewünschten Vereinigung Italiens, aber freilich nicht unter einheimischer, sondern napoleonischer Herrschaft; Victor Emanuel mußte Rom verlassen und auf der Insel Sardinien eine letzte Zuflucht suchen. Im Sommer 1806 zeigte sich die Verschlechterung seiner Lage in einem redenden Symptom: bei der damals versuchten Friedensunterhandlung erklärte sich Rußland bereit, seine bisherige Forderung, daß Napoleon dem Könige einen Ersatz für Piemont schaffen solle, aufzugeben. Allerdings kam es hier noch nicht zum Abschluß zwischen den beiden Kaisern; vielmehr brach gleich nachher der preußische Krieg aus, und bestimmte Alexander nochmals, einen Gang gegen Napoleon zu versuchen. Dieser aber siegte bei Jena, überschwemmte in vier Wochen die ganze preußische Monarchie und versetzte den Kriegsschauplatz mit einem Schlage an die Ufer der Weichsel. Nach diesen furchtbaren Katastrophen boten im Frühling 1807 die Verbündeten Alles auf, um Oestreich zum Beitritte und zur Erhebung gegen Napoleon zu veranlassen; und wirklich gab es einige Wochen, in welchen die Haltung des Wiener Hofes Aussicht auf einen solchen Entschluß gewährte. Diese Verhältnisse übten auch auf Maistre eine ganz außerordentliche Wirkung aus. Die Gefahr war auf eine so betäubende Höhe gestiegen, der Gegner so colossal herangewachsen, das Vertrauen auf den bisherigen Schutz Alexanders so vollständig gebrochen, daß der elastische Geist des Grafen ganz und gar aus dem bisherigen Geleise hinausgeschnellt wurde. Er kam auf den Gedanken, daß, was die Freunde, was Rußland und England nicht vermocht hatten, vielleicht bei den Todfeinden, bei Oestreich und Frankreich zu erreichen sei. Er hatte den östreichischen Gesandten in Petersburg sondirt, und aus einigen Aeußerungen desselben die Vermuthung geschöpft, Kaiser Franz würde

im Falle eines glücklichen Kriegs gegen Frankreich geneigt sein, dem König von Sardinien Venedig zu überlassen, wenn Oestreich dafür Mailand und Piemont empfinge. Im Vergleich zu den früheren Plänen auf ein selbstständiges Italien erschien dieser Vorschlag wie ein reiches Almosen anstatt eines soliden Vermögens: Maistre aber schien damals die Welt so heillos versunken, daß er alle Mittel seiner Dialektik aufbot, um zuerst sich selbst und dann seinem Könige diese Auskunft als eine glänzende Verbesserung darzustellen. In grellem Widerspruch gegen seine Doctrin von 1805 führte er aus, daß ein König von Piemont unter allen Umständen zwischen Frankreich und Oestreich ersticken müsse, daß er nie die Möglichkeit zu Gedeihn und Wachsthum haben werde, daß zur Hut der Alpen gegen Frankreich ein stärkerer Arm erforderlich sei — eben wie es 1805 Graf Stadion zum höchsten Aergerniß Maistre's den russischen Ministern vorgetragen hatte. Indeß ersparte ihm das Schicksal die Demüthigung, diesen Abfall von den Grundsätzen seiner ganzen Vergangenheit in öffentlichen Thaten zu vollziehn: Napoleon schlug die Schlacht bei Friedland, und Alexander widerstand der dämonischen Kraft nicht länger, mit welcher das Bild des französischen Bundes und der Theilung der Welt seinen Sinn umstrickt hatte. Er schloß den Tilsiter Frieden; von einem östreichischen Kriege, von einer Vertreibung der Franzosen aus Italien, und folglich auch von den Tauschplänen Maistre's war keine Rede weiter.

Hierauf griff dieser, noch nicht völlig entmuthigt, zu einem letzten, ziemlich abenteuerlichen Mittel. Er wußte, daß sein Name dem Kaiser Napoleon nicht unbekannt war: unter den Gegnern desselben hervorragend hatte er die seltene Erfahrung gemacht, daß Napoleon ihm mehrmals eine gewisse Achtung bethätigt hatte — während sonst in dieser Zeit der Kaiser gegen einen gefährlichen Widersacher kein Mittel der Verfolgung und Kränkung unbenutzt zu lassen pflegte. Maistre, überall gewohnt, im persönlichen Verkehr zu wirken, erinnerte sich jetzt an jenen Vorschlag Alquier's, und glaubte einen untrüglichen Weg zur Rettung seines Königs gefunden zu haben, wenn es ihm nur gelinge, eine Stunde lang mit Napoleon unter vier Augen zu reden. Er wußte sehr gewiß, daß der König ihm eine Reise nach Paris nicht gestatten würde: er meinte aber seiner Sache so sicher zu

sein, daß er auf eigene Hand sein Gesuch zuerst an Alexander, dann an den französischen Gesandten Savary brachte. Natürlich fragte dieser vor Allem, was Maistre dem Kaiser vorschlagen wollte: der Graf antwortete, er werde vom Hause Savoyen reden, jedoch nicht Piemont begehren, und überhaupt keine Forderung stellen, zu welcher ihn Napoleon nicht veranlasse. Mehr aber vermochte der Gesandte nicht aus ihm herauszulocken: was er zu eröffnen habe, sagte der Graf, sei für den Kaiser allein, und kein anderer sterblicher Mensch werde es jemals erfahren. Savary erstattete darauf Bericht nach Paris: Napoleon nahm das kecke Gesuch nicht ungnädig auf, wie Maistre aus dem weitern Benehmen der französischen Gesandtschaft gegen ihn erkennen konnte, gab der Bitte selbst aber keine Folge und ließ den Grafen ohne Antwort.

Die politische Rolle Maistre's in Petersburg war mit diesem krausen Nachspiel auf lange hin beendigt. Für den sardinischen Gesandten gab es keine Stelle mehr an dem russischen Hofe, seitdem dieser mit Napoleon im engsten Bündniß stand und dessen Botschafter die erste Stelle in der kaiserlichen Gunst behauptete. Maistre's Lage war um so peinlicher, als sein König über den eigenmächtigen Pariser Plan des Grafen wüthete, und ihn mit immer härteren Zeichen seiner Ungnade heimsuchte. Unter diesen Umständen bat Maistre mehrmals um seine Rückberufung oder Entlassung, worauf dann aber stets die trockene Antwort folgte, der König wolle, daß er seinen Dienst fortsetze. Dazu kam, daß Alexander in demselben Grade, in welchem er sich von dem sardinischen Hofe abwandte, seine persönliche Neigung zu dem Grafen steigerte: er bot ihm ein über das andere Mal die glänzendsten Stellungen in seinem Dienste an, gab dem Bruder und dem Sohne desselben stattliche Aemter, verhieß ihm, in Cagliari ohne alles Zuthun Maistre's dessen Verabschiedung zu erwirken. Dieser aber wies in höchster Dankbarkeit stets mit derselben Ruhe alle Bitten des Kaisers zurück, und fuhr fort, in Hunger und Kummer seinem Könige einen hoffnungslosen Dienst zu widmen. Ich habe ihm geschworen, sagte er, ohne die Bedingung, daß es mir gut in seinem Dienste gehe. Es war wieder die ächte ritterliche Treue, welcher die Gunst des Herrn völlig gleichgültig und das Bewußtsein der eigenen Ehre der einzige Lohn ist.

Was die große Politik betraf, so war Maistre fortan auf die Stellung des unthätigen und zurückgezogenen Beobachters beschränkt. Seine Beziehungen waren immer noch so beschaffen, daß er mehr und besser zu sehen vermochte als hundert Andere, und seine Depeschen auch aus dieser Zeit sind keineswegs ohne geschichtliches Interesse. Eine Anzahl lehrreicher Notizen über die schwedische Revolution von 1809 sind ihm zugekommen; seine Angaben über Alexander's Verhältniß zu dem neuen Kriegsminister Araktschejeff, so wie zu dem französischen Gesandten Caulaincourt klären manche wichtige Punkte der politischen Entwicklung auf; man sieht z. B., daß der Kaiser viel früher als es Thiers Wort haben will, von dem Zauber der napoleonischen Freundschaft zurückgekommen ist. Dann finden sich persönliche Züge der interessantesten Art, Situationen und Stimmungen, welche nur in einer solchen Zeit der Weltrevolution möglich waren. Da erscheint im Frühling 1808 ein neuer Gesandter König Carl's von Spanien: ehe er seine Antrittsaudienz erhält, kommen die Nachrichten Schlag auf Schlag von dem Sturze Carl's, der Erhebung Ferdinand's, der Thronbesteigung Joseph's, und jeder dieser Könige überschickt ihm auch sofort die Ernennung zu seinem Gesandten. Da hat er die drei Vollmachten, und weiß lange nicht, welche gebrauchen, so daß Maistre ihm anräth, dem Kaiser Alexander die Wahl zu lassen. Der entscheidet dann für Joseph, und der würdige Grande ist seitdem der Vertreter eines Bonaparte. Aber wenn ihm dann Maistre zu einem Siege Joseph's über die rebellischen Spanier gratulirt, braust doch das castilische Blut auf: ihr werdet es sehn, daß Spanien unüberwindlich ist.

Immer bilden aber diese Beobachtungen, so dankenswerth sie sind, seit 1808 nur den kleineren Theil von Maistre's Thätigkeit. Seine unfreiwillige amtliche Muße machte es ihm möglich, mit voller Kraft wieder zu den literarischen Bestrebungen seiner Jugend zurückzukehren. Auf's Neue versenkte er sich in historische und politische, in theologische und philosophische Studien, und begann seit 1810 die Werke zu entwerfen, welche das Andenken seines Namens lebendig erhalten und ihn zu einem einflußreichen Parteihaupte der Restaurationszeit gemacht haben. Abgeschlossen und veröffentlicht wurden sie zum Theil erst nach seiner Rückkehr aus Rußland, in seinen letz-

ten Lebensjahren: seine Correspondenz zeigt jedoch, daß sie in allen wesentlichen Stücken bereits vor 1812 ausgearbeitet waren, und so ist hier die Stelle, so weit es unser Zweck erfordert, über ihren Inhalt und ihren Standpunkt zu reden.

Zuerst verfaßte er die kleine Schrift: Essai sur le principe générateur des constitutions politiques. Wir können uns kurz darüber fassen, da sie nichts enthält als eine systematische Zusammenstellung der Grundsätze, welche wir schon oben als den dogmatischen Bestandtheil der Considérations sur la France kennen gelernt haben. Was die Hauptfrage angeht, die Unabhängigkeit der Staatsentwicklung von der individuellen Willkür, so erscheinen die liberalen Consequenzen, welche auch auf diesem Standpunkte möglich sind, hier unbefangener und ausdrücklicher als in der früheren polemischen Schrift. Dagegen machen sich die kirchlichen Nutzanwendungen in dem Essai noch viel breiter als in den Betrachtungen: man ist erstaunt, an dieser Stelle einer höchst detaillirten seitenlangen Lobrede auf den Orden der Jesuiten, ihre wissenschaftlichen Erfolge, ihre musikalischen Leistungen, ihren Unterricht und ihre Missionen zu begegnen. Es hing das mit einer praktischen Frage zusammen, welche allmälig zu einer hohen politischen Bedeutung heranwuchs, und welche auch auf Maistre's Schriften den tiefsten Einfluß gewann. Wir bemerkten schon früher, daß er niemals ein Mann der bloßen Theorie war, daß er nicht lernte nur um zu wissen, sondern das Wissen aufsuchte, weil es Macht ist. Gerade damals bot sich ihm nun eine glänzende Gelegenheit, sowohl sein schriftstellerisches als sein diplomatisches Talent für das liebste Ideal seiner Jugend wirken zu lassen.

Der Krieg ist nicht bloß ein Zerstörer, sondern auch ein Erzieher. Wie mächtig auch Catharina II. ihr Reich in der europäischen Politik emporhob, wie lebhaft sie mannichfaltige Reformen im Innern anregte: im Ganzen und Großen blieb die geistige Physiognomie des russischen Volkes bis zum Ende ihrer Regierung dieselbe, die sie zu Anfang gewesen. Ihre Heere kämpften mit Polen und Türken: was ließ sich dabei lernen, was auf diesem Boden erleben? Seitdem aber hatten die russischen Massen in Italien und Holland, in Süd- und Norddeutschland gefochten; sie hatten unter furchtbaren Katastrophen mit dem Weltbesieger um die Herrschaft Europa's gerungen; sie hat-

ten die Wellenschläge der großen Zeitströmung in unmittelbarer Berührung empfunden. Dasselbe Verhältniß hatte in Deutschland vornehmlich auf dem politischen Felde Wirkung gehabt: der Kampf gegen das neue Frankreich hatte in den deutschen Staaten eine Menge demokratischer oder bonapartistischer Einrichtungen hervorgerufen. In Rußland, wo der Staat dem neuen Geiste schlechterdings keine Berührungspunkte darbot, äußerte sich der entsprechende Rückschlag zunächst auf dem religiösen Gebiete. Die Geister, hier von französischer Aufklärung, dort von deutscher Philosophie, heute von lutherischer, morgen von anglicanischer Theologie berührt, geriethen weit und breit in Schwanken. Das russische Priesterthum, längst vom Czaren abhängig, seit der Confiscation der Kirchengüter durch Catharina völlig unfrei, war entfernt nicht im Stande, die Gemüther im altgewohnten Geleise festzuhalten. Die Bewegung wurde um so stärker, je lebhafter durch die Leiden und Erschütterungen der Kriegsjahre der religiöse Sinn in allen Klassen angeregt wurde. Nirgendwo that die orthodoxe Kirche dem Bedürfniß der Geister Genüge. Unter dem niederen Volke gewann die fanatische Secte der Raskolniken täglich stärkere Ausdehnung; in der gebildeten Gesellschaft erwarb die allem Priesterthum abgekehrte, nach innerer Erleuchtung strebende Mystik St. Martin's zahlreiche Anhänger. Weite Kreise wandten sich rationalistischen Anschauungen aller Farben zu; ein russischer Bischof selbst verbreitete deutschen Pantheismus, und ein Einschreiten des Kaisers war nöthig, um einen großen Ausbruch des Clerus bei diesem Anlaß zu verhüten. Inmitten dieser Bewegung faßte die englische Bibelgesellschaft Fuß im Lande; der Kaiser sprach sich günstig über ihr Streben aus, es bedurfte nicht mehr, um einen griechischen und einen katholischen Erzbischof zu Agenten derselben zu machen. Mit einem Worte, die mannichfaltigsten Richtungen arbeiteten in dem weiten Reiche durch und gegen einander.

Es konnte nicht fehlen, daß in diesem allgemeinen Aufbruche auch die römische Kirche ihren Vortheil ersah. Seit den polnischen Theilungen hatte Rußland mehrere Millionen katholischer Unterthanen mit einem Clerus, dessen Begabung Maistre nicht eben rühmt, der aber reich begütert war, und schon dadurch sich vor dem griechischen hervorhob. Dazu kam, daß der Orden der Jesuiten 1772 sonst auf-

gehoben war, daß aber Catharina die in ihrem Gebiete befindlichen Collegien hatte fortbestehen lassen. Die Väter übernahmen die Erziehung der katholischen Jugend, und erhielten dafür von der Regierung die Steuerfreiheit ihrer Güter. Es waren damals 177 Mitglieder; sie blieben unter Catharina und Paul in bestem Verhältniß zur Regierung, gediehen und nahmen zu, gründeten 1800 ein Haus in Petersburg, und suchten vorsichtig ihren Wirkungskreis zu erweitern. Im Mai 1801 stellte Papst Pius VII. den Orden für Rußland förmlich wieder her. Damals gab es einige Reibungen mit der Regierung Alexander's, weil der Orden, über den Unterricht der römischen Katholiken hinausgreifend, einige Bekehrungen russischer Orthodoxen durchgesetzt hatte. Indessen wurde das gute Vernehmen bald erneuert: Alexander hatte keine verfolgungssüchtige Ader, und war so wenig wie einer seiner Unterthanen für das russische Kirchenthum begeistert; er spähte vielmehr mit schwankender Sehnsucht nach wärmerer Religiosität und tieferer Bildung, und war also in jeder Hinsicht geneigt, die guten Seiten auch der Jesuiten anzuerkennen. Im Jahre 1810 handelte es sich um eine umfassende Reform des gesammten Unterrichtswesens, und schwerlich geschah es ohne Vorwissen Alexander's, daß der Minister Rasumovsky von dem Grafen de Maistre ein Gutachten über den neuen Schulplan begehrte. Maistre griff auf diesen Anlaß mit beiden Händen zu, um dem Minister die Methode und die Talente der Jesuiten zu empfehlen. Er mahnte den Kreis der Lehrgegenstände auf Latein und Mathematik und das Vorlesen einiger historischen Schriften während der Mahlzeiten zu beschränken. Die Hauptsache sei die Erziehung zur Sittlichkeit nnd Unterthanentreue, und hierin hätten die Jesuiten seit zwei Jahrhunderten ihre Meisterschaft bewährt. Die Lehren Luther's und Calvin's hätten die Revolution in die Welt gebracht, die Jesuiten predigten unbedingten Gehorsam gegen den Monarchen. Zunächst bedürfe es nichts weiter, als daß man ihr großes Seminar zu Polotzk unabhängig stelle, und es von der Aufsicht der feindlich gesinnten Universitätsbehörden befreie: dann werde der Kaiser bald mit Freude die glänzenden Früchte ihrer Thätigkeit wahrnehmen. Der würdige Rasumovsky, welchem Maistre's gelehrte Citate nicht wenig imponiren mochten, und die Kehrseite des Bildes gründlich unbekannt war, ließ sich

denn in der That bestimmen, dem Seminar in Polozk die gewünschte Unabhängigkeit zu gewähren, und im Jahre 1811 die Verwandlung desselben in eine Universität zu genehmigen.

Graf de Maistre hatte um so mehr Grund, mit seinem Erfolge zufrieden zu sein, als in den höchsten Kreisen der Petersburger Gesellschaft sein Einfluß der römischen Kirche wichtige Proselyten zuzuführen begann. Er vermied es sorgfältig, wie er später dem Kaiser selbst sagte, für seinen Glauben zu werben, hielt es jedoch für seine Pflicht, seine Meinung nicht zu verschweigen, wenn ihm Jemand unaufgefordert religiöse Scrupel vortrug. Vor Allem aber verdoppelte er seinen Eifer auf dem literarischen Felde. Anfang 1812 veröffentlichte er eine Abhandlung gegen den Erzbischof Methodius von Twer, der in einem kirchengeschichtlichen Werke das Alter und die Wichtigkeit des päpstlichen Primates in Abrede gestellt hatte; er arbeitete an den Büchern „vom Papste“, „von der gallicanischen Kirche“, „von den Zögerungen der göttlichen Gerechtigkeit“; er war tief in den Studien und Sammlungen, aus welchen später die „Abende von St. Petersburg“ und die Kritik der Philosophie Bacon's hervorgingen. Wenn man diese Schriften überblickt, so fallen einige ihnen allen gemeinsame Züge sofort in das Auge, welche sowohl seine Methode als das Publikum, an welches er sich richtet, sehr bestimmt charakterisiren, die wir uns also kurz vergegenwärtigen wollen, um seine literargeschichtliche Stellung aufzufassen.

In der Schrift gegen Methodius, wo es sich um die Existenz des päpstlichen Primates in der Urkirche handelt, machte Maistre gar nicht einmal den Versuch, die historische Frage zu erörtern. Im Gegentheil, es dünkt ihn ganz in der Ordnung, daß das Papstthum aus unscheinbaren Anfängen erwachsen sei: wer darin einen Beweis gegen seine Berechtigung fände, sei ebenso lächerlich, wie wer sich wundere, daß Cäsar in der Wiege nicht eben so viel Muskelkraft wie auf dem Schlachtfeld von Pharsalus gehabt. Die Hauptsache ist ihm der kirchlich-politische Beweis, daß die päpstliche Macht nothwendig aus dem Begriffe der Kirche folge. Diesen Beweis führt er aber aus dem Wesen der Souveränität, welche die Einheit überall zur Bedingung ihres Daseins habe. Eine Kirche ohne Haupt, sagt er, das ist eben solch ein Widersinn, wie ein russisches Kaiserreich ohne

einen Kaiser von Rußland. Denn freilich, setzt er hinzu, ist der Wirkungskreis der beiden Gewalten verschieden, indem der Staat die äußeren Dinge und die Kirche die Gewissen regiert; aber die Natur und Substanz der Macht ist auf beiden Seiten dieselbe, und was sonst die souveräne Gewalt charakterisirt, Einheit und Untrüglichkeit, das muß also auch von der kirchlichen Herrschaft gelten. Auf den ersten Seiten des Buches vom Papste führt er diese Gedankenreihe weiter aus, indem er von der vielbesprochenen Untrüglichkeit des Papstes handelt. Er gibt auch dafür weder historische noch theologische Beweise. Er geht vielmehr wieder auf den Begriff der Souveränität zurück, welche überall, wo sie erscheine, die Untrüglichkeit in Anspruch nehme. Jeder höchste Gerichtshof werde für untrüglich in seinem Urtheil angenommen; jeder Gesetzgeber, heiße er Sultan oder Parlament, dulde keinen Widerspruch gegen seine Satzungen. Da die Kirche, schließt er, regiert werden muß, so muß auch ihre Regierung untrüglich sein, sonst wäre sie eben keine Regierung mehr.

Schon hier sieht man deutlich, wie scharf der Autor den Leserkreis begränzt, dessen Zustimmung er zu erwerben wünscht. Offenbar schreibt er nicht, um einen Protestanten oder sonst einen principiellen Gegner zu bekehren. Denn ein solcher würde die ganze Deduction sehr einfach durch Ablehnung ihres Grundgedankens auf die Seite schieben — durch die Verneinung jener Souveränität und Regierungsgewalt der Kirche, welche Maistre als selbstverständlich ohne den Schatten eines Beweises voraussetzt. Er schreibt vielmehr für die Schwachen im eignen und die Schwankenden im feindlichen Lager; er enthält sich so viel wie möglich der fachwissenschaftlichen Erörterung; er will nicht streitenden Theologen die Wahrheit seiner Doctrin erhärten, sondern dem gebildeten und weltsinnigen Publikum die Harmonie derselben mit der feinsten Bildung, mit Sitte und Anstand, und vor Allem mit monarchischer Politik darthun. Wie man sich denken kann, liegt ihm besonders Frankreich nahe am Herzen, wo eben damals Napoleon den Papst gefangen hielt, und alle Mittel aufbot, um die Bischöfe zu einer nationalen gallicanischen Opposition gegen Rom nach dem Muster Ludwig XIV. um sich zu vereinigen. Dem Grafen erschien dies mit Recht als eine Frage von höchster Bedeutung; er behandelte also die gallicanischen Doctrinen mit bün-

diger, drängender Dialektik und in solcher Ausführlichkeit, daß man später den Schwerpunkt des ganzen Buches in diesem Theile gesucht hat. Allerdings, als es im Druck erschien, 1817, mag der Autor selbst dieser Meinung gewesen sein: damals war Napoleon's Macht freilich gestürzt, aber die französische Nation in tiefer Erregung durch den Entwurf eines neuen Concordats mit Rom, gegen welchen jetzt die liberale Partei alle gallicanischen Stimmungen wach zu rufen suchte, so daß Maistre's Erörterung von Neuem ein actuelles Interesse erhielt. Was aber die ursprüngliche Anlage des Buches angeht, so haben wir keinen Zweifel, daß die Polemik gegen Bossuet im Jahre 1812 für Maistre immerhin wichtig, aber doch nur ein Nebenpunkt war. Den letzten innersten Kern der Aufgabe sah er nicht in Frankreich, sondern in Rußland, und schwerlich würde der irren, welcher als das eigentliche Augenmerk des Buches vom Papst geradezu die Bekehrung Kaiser Alexander's bezeichnete. Sowohl die Auswahl des Stoffes als die Art der Behandlung läßt uns darüber kaum einen Zweifel. Nach Erledigung der gallicanischen Frage wendet sich Maistre zu größeren Dingen, zu dem Nutzen des Papstthums für die menschliche Sitte und Bildung überhaupt. Als die Wohlthaten, welche das Papstthum der allgemeinen Gesittung erwiesen, zählt er dann auf: die Heidenbekehrung, welche allein der römischen Kirche gelinge — ferner die Befreiung der Leibeigenen und die Erhebung des weiblichen Geschlechts zu einer geachteten Stellung — darauf den Cölibat, der nicht bloß den Priester selbst adele, sondern ihn zu einer Aufsicht über die innersten Geheimnisse des ehelichen Lebens befähige, die für Moral und Volksvermehrung äußerst heilsam sei — endlich die Erziehung und Heranbildung der europäischen Monarchie, deren Eigenthümlichkeit darin gefunden wird, daß sie nicht selbst Todesurtheile fälle, und dafür von den Unterthanen heilig und unverletzlich erachtet werde, während der asiatische Despot beliebig köpfen lasse, dafür aber auch täglich selbst seine Ermordung befahre. In all diesen Beziehungen hat nun ohne Frage das Papstthum seine großen historischen Verdienste gehabt; in der Gegenwart aber sind für das Abendland jene Fragen sämmtlich erledigt, und kein Mensch würde ihretwegen sich zu einem Wechsel des kirchlichen Bekenntnisses entschließen. Leibeigene gibt es weder in katholischen noch in prote-

stantischen Landen; die Frauen sind hoch geachtet ohne Unterschied der Confession; die Reinheit des Familienlebens und die Keuschheit der Ehen steht im protestantischen Norden auf keinem schlechteren Fuße als im katholischen Süden. Aller Orten ist die Cabinetsjustiz aufgegeben und verschollen; Attentate auf gekrönte Häupter sind verabscheute Seltenheiten, und überhaupt würde jeder Staatsmann unserer Nationen die Weisheit dürftig finden, welche in diesen beiden Punkten die Pole der politischen Entwicklung und die Lösung der politischen Probleme erblickte. Dagegen für Rußland im Jahre 1812 hatten jene Erörterungen ihren sehr handgreiflichen praktischen Werth: in einem Reiche, wo bis dahin Cabinetsjustiz und Palastrevolutionen den Hauptinhalt der inneren Politik gebildet hatten, in einem Augenblick, wo griechische und jesuitische Missionen in China offenen Kampf gegen einander führten, in einer religiösen Bewegung, bei der unaufhörlich von Entwürdigung der Popen und Fäulniß der Sitten die Rede war, unter einem Kaiser endlich, welcher Sinn für bürgerliche Freiheit besaß, und mit Scham sein Reich durch die Leibeigenschaft befleckt sah. Dort konnte ein Schriftsteller zu wirken hoffen durch die Bemerkung, daß die durchschnittliche Regierungszeit der Monarchen während der letzten Jahrhunderte in dem schismatischen Rußland dreizehn, in dem katholischen Frankreich fünfundzwanzig Jahre gewesen: heute hat sich das Facit dieses Exempels beinahe umgekehrt, damals war es in Petersburg, wo binnen fünfzig Jahren drei Kaiser ermordet worden, von besonderer Eindringlichkeit. Aehnlich steht es dann um die politische Theorie, nach welcher Maistre das Papstthum als das beste Bollwerk der monarchischen Ordnung bezeichnet. Er geht dabei aus von dem Rechte des Widerstandes gegen Unterdrückung. Er wiederholt das alte Dilemma: wer dies Recht bejaht, überliefert die Welt der Revolution, wer es läugnet, dem Despotismus. Er schließt also, daß es der Monarchie selbst erwünscht sein müsse, eine höhere Behörde über sich zu haben, und bei einem Fehltritt nicht von wilden Pöbelhaufen, sondern von einem geistlichen Monarchen controlirt zu werden. Der einzelne König könne darunter leiden, das monarchische Princip bleibe ungeschädigt. Auch hier würde nach abendländischem Maaßstab die Erörterung äußerst schwach erscheinen. Die ursprüngliche Schwierigkeit, die Grenze zwischen berechtigtem und unberechtigtem Widerstand

zu finden, wird nicht gehoben, sondern nur verlegt; und offenbar leidet das monarchische Princip weniger bei einem momentanen Gewaltausbruch als bei einer bleibenden Unterordnung unter eine andere Souveränität. Man muß sich wieder auf russischen Boden versetzen, um den Schriftsteller im rechten Lichte zu sehen. Man erinnere sich an den tiefen Eindruck, welchen die jacobinischen Frevel und Paul's Ermordung auf Alexander gemacht hatten, an das frische Bild der schwedischen Revolution von 1809, welcher Maistre ein ganzes ausführliches Capitel widmet — und man wird den Versuch begreifen, auf Alexander's Stimmung selbst mit so durchsichtigen Argumenten zu wirken. So beschäftigt sich denn auch der letzte Theil des Buchs ausschließlich mit der orientalischen Kirche, und erörtert die Sätze, daß ihre Trennung von Rom den Clerus zu unbedingter Knechtschaft unter der Staatsgewalt entwürdigt, daß diese aber damit nichts gewonnen, sondern nur dem Eindringen calvinistischer und revolutionärer Elemente das Thor geöffnet habe.

In der That lieh damals, 1812, Kaiser Alexander dem Grafen ein bereitwilliges Ohr. Blanc bemerkt, daß nach Maistre's Briefen der Einfluß desselben auf den Monarchen während des denkwürdigen Feldzugs die höchste Stufe erreicht hatte. Es ist nicht zu bezweifeln, daß in dem Verkehr der beiden Männer während der ungeheuern Krisis nicht bloß von Papst und Jesuiten die Rede gewesen ist: die Bekanntmachung von Maistre's Depeschen aus dieser Zeit würde höchst wahrscheinlich auch die politischen Katastrophen mehrfach neu beleuchten, und vielleicht ein interessantes Gegenbild zu Stein's damaligen Briefen liefern. Es gehört auch das zu den wunderbaren Erscheinungen dieser wunderbaren Epoche, ein russischer Selbstherrscher, der sich in dem größten Kriege seines Reiches die geistige Kraft bei zwei politischen Flüchtlingen, hier dem großen deutschen Protestanten, dort dem geistreichen katholischen Romanen sucht.

Indeß war für Maistre der Höhenpunkt auch der Augenblick der Wendung. Alexander verließ Ende 1812 Petersburg, um die Heere Europa's gegen Paris zu führen; Maistre erlebte, daß mit der Trennung sein Einfluß versiegte, und der Kaiser auch in religiöser Beziehung einer ganz andern Strömung anheimfiel. Statt sich der festgegliederten römischen Kirche zu nähern, öffnete er sein Herz den my-

stischen Lehren einer innern, individuellen Erleuchtung auf deren Wegen der Unterschied der äußeren Kirchen geringfügig und gleichgültig war. Maistre und seine geistlichen Freunde setzten einstweilen in Petersburg ihre Bestrebungen fort, und eine Weile wirkte die frühere Gunst des Kaisers für sie noch äußerst förderlich nach. Die Zahl der Jesuiten in Rußland stieg allmälig bis auf beinahe siebenhundert; ihre Wirksamkeit dehnte sich nach allen Seiten aus; ihr General Thaddäus Bzozowski wurde 1814 nach der Herstellung des Ordens zum Haupte seiner Gesammtheit erhoben, und dadurch in Ansehen und Mitteln nicht wenig verstärkt. Jedoch rief der Erfolg auch die Gegenwirkung hervor. Der Cultusminister Fürst Gollizyn, dessen Neffe sich unter den Convertiten der Väter befand, zürnte heftig; der Orden fand Erschwerungen aller Art auf seinem Wege, bei der Aufnahme ausländischer Mitglieder, bei der Correspondenz mit Rom u. s. w. Ein harter Schlag für Maistre war dann 1815 die Unterzeichnung der heiligen Allianz durch Kaiser Alexander. Er sah in dieser Urkunde, in welcher sich griechische, evangelische und katholische Monarchen im gemeinsamen christlichen Bekenntniß verbrüderten, den völligen Sieg der antikirchlichen Richtung bei seinem kaiserlichen Gönner, und redete über die Allianz mit ebenso unumwundenem Aerger wie seine verhaßten liberalen Gegner. Als Alexander nach Petersburg zurückkam, wurde das Verhältniß nicht besser. Der Kaiser verkündete nach wie vor auch der römischen Kirche Toleranz, wenn sie sich den Landesgesetzen füge: Maistre fand, daß es das Gegentheil aller Toleranz sei, der Kirche nach diesen Gesetzen die bekehrende Thätigkeit und die freie Correspondenz mit Rom zu verbieten. Er war um so besorgter, als er selbst bei dem General Thaddäus freilich große Frömmigkeit, aber geringe Umsicht und einen oft blinden Eifer fand, und in der That kam im December 1815 das Ungewitter zum Ausbruch. Am Morgen des 28. wurden plötzlich die Jesuiten in Petersburg verhaftet, und gleich nachher aus allen Theilen des Reiches nach Witepsk und Polozk verwiesen. Maistre war tief betroffen; er sah in dem Schlage ein europäisches Unglück; er fand es unmöglich, wie er bisher wohl gewünscht hatte, sein Leben in Petersburg zu beschließen. Persönlich ließ ihn der Kaiser die Ungnade gegen seine Freunde nicht entgelten, immer aber bedurfte er der höchsten Vorsicht bei jedem

Schritte und jedem Worte, und versank in völlig trübe, gedrückte Stimmung. Man sieht die Farbe derselben in den „Abenden von St. Petersburg,“ die er in dieser Zeit dem Abschluß nahe brachte, einer Reihe philosophischer Gespräche, welche eine Theodicee vom katholischen Standpunkte aus entwickeln. Die Leichtigkeit und Elasticität, die Schärfe und Helligkeit, welche er sonst der Erörterung der trockensten und der tiefsten Probleme zu geben wußte, ist verschwunden; ein schwerer und schwerfälliger Ernst liegt auf der Verhandlung, welche, immer noch reich an prägnanten Gedanken, sich in mühsamen Formen ohne eigentlichen Zielpunkt fortarbeitet.

Kaum war das Jahr 1816 zu Ende gegangen, so erwirkte oder empfing er seine Abberufung von Petersburg. Er schied von der Stätte, die ihm durch lange Gewohnheit, zahlreiche Freunde, große Hoffnungen und Leiden werth geworden, wie von einer zweiten Heimath. Alexander entließ ihn mit allen Zeichen ehrender Anerkennung, der nun wiederhergestellte König von Sardinien berief ihn zu einem der ersten Aemter seines Reiches. Wenn er die politische Weltlage überblickte, so sah er die meisten seiner Voraussagungen erfüllt, Frankreich unter bourbonischer Herrschaft, das Haus Savoyen gekräftigt, seine Parteigenossen in den meisten Staaten herrschend, in den andern stark heranwachsend. Auch von seiner Kirche war das napoleonische Joch hinweggenommen, der Papst residirte wieder in Rom, erhob sich täglich stärker zu einer neuen Epoche geistiger Herrschaft. Maistre's Schriften, welche jetzt in rascher Folge erschienen, machten gewaltigen Eindruck und wurden im Occident das Banner einer durch alle Staaten hindurchfluthenden Parteibewegung. Aber das Alles entschädigte ihn nicht völlig für die russische Katastrophe. Er schilderte im Jahre 1819 einem Freunde die Aussichten des Christenthums in Europa. In zwei Worten, begann er, ist Alles gesagt: sehet und weinet. Näher eingehend erklärte er dann, welch eine ungeheure Aufgabe in Alexander's Macht gelegen, die Vereinigung der ganzen Christenheit in der wahren Kirche; leider habe er sie zurückgestoßen. Er habe Toleranz verkündet, und nicht gewußt, was Gerechtigkeit sei. Er habe das Christenthum auf den Tod getroffen, indem er Genf, den Sitz aller Rebellionen beschütze, indem er die Bibelgesellschaft, dies ganz unchristliche Unternehmen befördere, indem er dem

römischen Clerus in seinem Reiche die Verbindung mit Rom erschwere und ihn einem profanen Cultminister unterstelle, indem er das deutsche Gift einer allgemeinen Religiosität in sich sauge. Wer soll, schloß er, ihm diese Dinge eröffnen? Wenn man sich fragt, durch welches Organ die Wahrheit bis zu einem Kaiser von Rußland dringen möchte, so lassen sich unter allen Geschöpfen nur zwei entdecken: ein Engel oder eine Dame.

Noch immer sind Prophet und Weltkind in ihm dicht beisammen.

In Rußland blieben freilich Engel und Dame aus dem Spiel. Statt dessen kamen immer ungünstigere Berichte aus Polozk nach Petersburg. Die Jesuiten, hieß es, fuhren fort in ihren Bekehrungen, stiegen zu dem niederen Volke herab, verkündeten — und dies erregte den Zorn des Czaren am heftigsten — den Soldaten, daß es keine Seligkeit ohne Unterwerfung unter Rom gebe. Es sei der Beistand der Ortsobrigkeit nöthig, um jüdischen Eltern ihre Kinder aus den Erziehungshäusern der Jesuiten wieder zu schaffen: auf seinen Gütern in Polen habe der Orden 22000 Bauern, die er ganz in Elend und Unwissenheit verwildern lasse. Am 13. Mai 1820 verfügte Alexander die Ausweisung der Jesuiten aus seinen Reichen und die Confiscation ihrer Güter.

Was Maistre betraf, so hatten unterdessen, wie sein Sohn erzählt, die Ermüdung der Seele, die Arbeit des Geistes, der Kummer des Herzens seinen kräftigen Körper untergraben. Seitdem er 1818 seinen Bruder Andreas, Bischof von Aosta, verloren, wurde seine Gesundheit, welcher das Petersburger Klima nichts angehabt hatte, schwankend. Nur der Kopf behielt seine Kraft und Frische, und mit immer gleicher Unermüdlichkeit lag er der Masse seiner Geschäfte ob. Noch ein bitterer Kummer war ihm zu erleben bestimmt. Die Restauration in Piemont war, wie man weiß, das italienische Gegenbild zu den gleichzeitigen Vorgängen in Kurhessen, ein thörichter Versuch, ein langjähriges Zwischenreich als nicht geschehen zu betrachten. Wir haben gesehen, mit welcher Verwerfung Maistre auf eine solche Beschränktheit hinabblickte; er zürnte, warnte, wurde nicht gehört. Bald genug wurden die Folgen sichtbar. Der revolutionäre Geist, weit und breit in Italien vertreten, erreichte auch die sardinischen Lande, und Anfang 1821 gerieth die Regierung bei der täglich wachsenden

Gährung in ernstliche Besorgniß. Maistre wohnte noch einem Ministerrathe bei, in welchem zur Beschwichtigung der Unruhe wichtige Reformen in der Verfassung vorgeschlagen wurden. Er gab, ohne zu schwanken, seine Meinung dahin ab, daß der Plan gut und selbst nothwendig, aber der Zeitpunkt verkehrt sei. Er steigerte sich allmälig zu einer förmlichen Rede, und schloß mit den Worten: die Erde bebt, meine Herren, und Sie wollen bauen.

Kurze Zeit nachher starb er, am 26. Februar 1821, sieben und sechzig Jahre alt. Ein Mensch, den man nicht den Geistern ersten Ranges zuzählen kann, dessen Mängel man am leichtesten ermißt, wenn man ihn mit Burke und Gentz zusammenstellt, dessen Stärken nicht minder bestimmt hervortreten, wenn man ihn mit Haller und Görres vergleicht. Vor Allem darf man nicht vergessen, daß bei ihm das schriftstellerische Verdienst nicht die hervorragendste Seite seines Wesens darstellte. Um ihn richtig zu schätzen, muß man nicht seine Bücher, sondern sein Leben aufschlagen: er selbst hat den Inhalt desselben in der Devise seines Wappens zusammengefaßt:

fors l'honneur nul souci.
